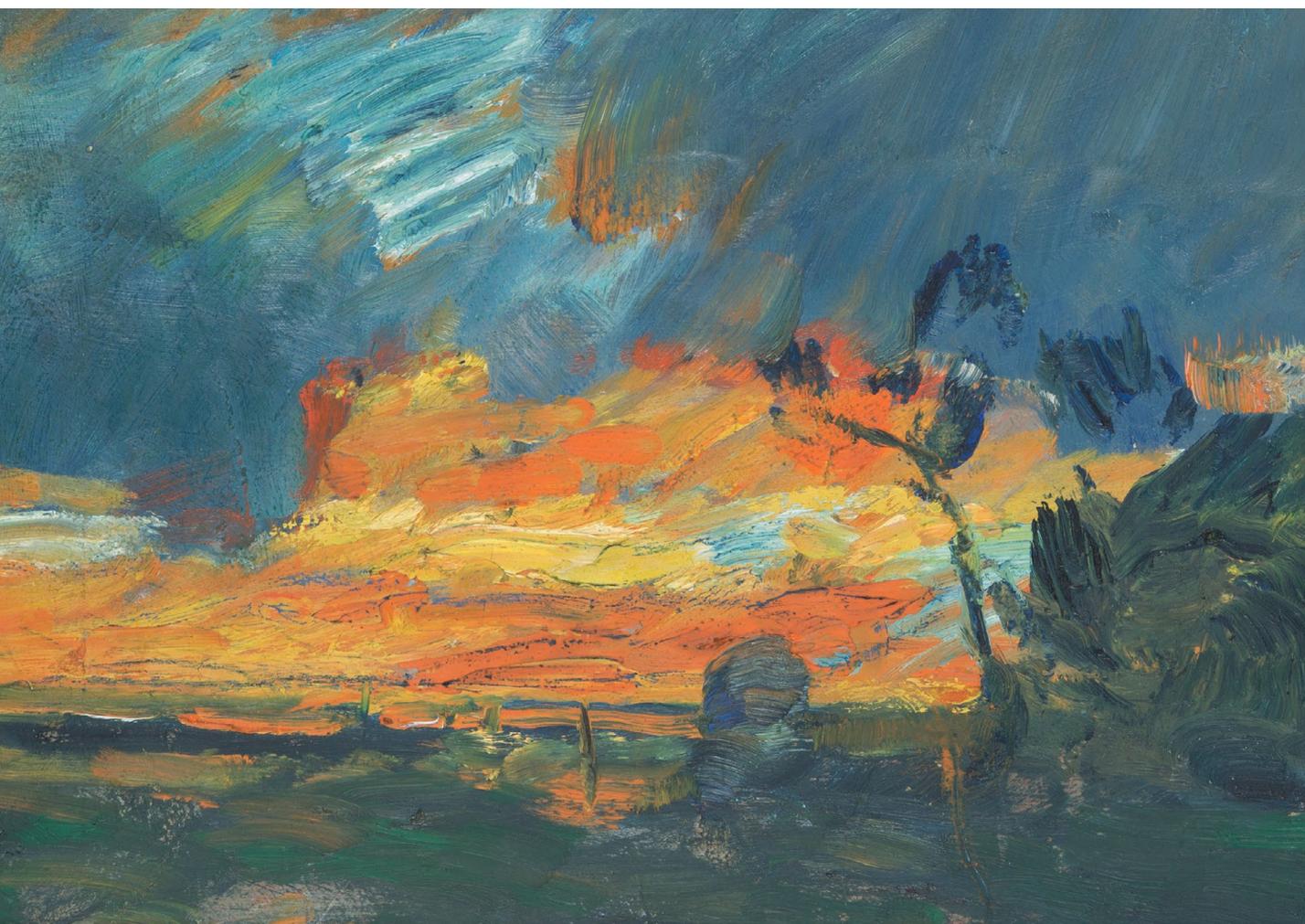


Christiana Albertina

Forschungen und Berichte aus der
Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

84 | 2023





Christiana Albertina

Forschungen und Berichte aus der
Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

84 | 2023

 Universitätsverlag Kiel
Kiel University Publishing

CHRISTIANA ALBERTINA

Forschungen und Berichte aus der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel | 84.2023

ISSN: 0578-0160

eISSN: 2942-2337

christiana.albertina@email.uni-kiel.de

Herausgegeben vom Präsidium der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

Schriftleitung:

Prof. Dr. phil. Klaus Gereon Beuckers, beuckers@kunstgeschichte.uni-kiel.de

Prof. Dr. theol. Andreas Müller, AMueller@kg.uni-kiel.de

Unterstützt durch einen Beirat aus Mitgliedern aller Fakultäten.

Redaktionelle Unterstützung: Nadine Waschull M.A.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.

Detaillierte bibliographische Daten sind über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Open Access



Die Zeitschrift ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile der Zeitschrift von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können. Die elektronische Ausgabe der Zeitschrift ist auf dem Open-Access-Publikationsserver MACAU der Universitätsbibliothek Kiel (<https://macau.uni-kiel.de>) frei verfügbar: <https://doi.org/10.38072/2942-2337/i84>

2023 Universitätsverlag Kiel | Kiel University Publishing

Universitätsbibliothek Kiel

Leibnizstr. 9

24118 Kiel

Deutschland

verlag@ub.uni-kiel.de, www.universitaetsverlag.uni-kiel.de

Umschlaggestaltung und Satz: Wiebke Buckow

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Ferdinand-Jühlke-Straße 7, 99095 Erfurt

Titelbild: Hans-Peter Feddersen d.J.: Feurige Luft, um 1929, Öl auf Pappe. Kunsthalle zu Kiel, Inv.-Nr. 454.

ISBN (Print): 978-3-928794-98-5

eISBN (PDF): 978-3-928794-97-8

Inhalt

Grußwort von Prof. Dr. Simone Fulda	7
Editorial	9
1. DAS KUNSTWERK	
<hr/>	
KLAUS GEREON BEUCKERS Bewegung ohne Motor	13
2. BEITRÄGE	
<hr/>	
NADINE WASCHULL, EVA FUHRY Realität statt Typisierung	21
STEFANIE GRÜTTNER, FRANK KEMPKEN Untersuchung eines mitochondrialen Proteins führt zu neuen Erkenntnissen über die Proteinbiosynthese in pflanzlichen Mitochondrien	35
DIRK SCHENKE CRISPR/Cas als Werkzeug in der Resistenzzüchtung	43
TIM LORENTZEN Siebzig Jahre Theologisches Studienhaus ›Kieler Kloster‹	55
ANKE CHRISTENSEN Von Greta und anderen Heldinnen	75
REGINA GÖCKEDE Schicksalsjahre eines Museums?	89
ANDREAS MÜLLER Das ›Zentrum für Osteuropa-Studien‹ – ein unverzichtbares Instrument einer exzellenten Universität	115
DIRK WESTERKAMP Welchen Willen wollen wir?	119

3. NACHRUFE UND WÜRDIGUNGEN

In memoriam Prof. Dr. Ulrich Busch (1921–2021)	137
In memoriam Oberkirchenrat Dr. h.c. Rudolf Hinz (1941–2023)	141
In memoriam Prof. Dr. med. Klaus-Peter Jünemann (1956–2023)	143
In memoriam Prof. Dr. Hermann Schmitz (1928–2021)	147
In memoriam Prof. Dr. Erwin Suess (1939–2023)	151

4. REZENSIONEN

Rezensionen	157
-------------	-----

Grußwort



— Nach einigen Jahren Pause ist sie endlich wieder da: die *Christiana Albertina*. Das Präsidium der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel freut sich sehr, dass die Zeitschrift wieder zum Leben erweckt wurde und unsere exzellente Forschung mit in die Öffentlichkeit tragen wird. Und das ganz zeitgemäß: Die *Christiana Albertina* erscheint mit neuer Gestaltung und digital im Universitätsverlag Kiel. Das unterstützt ihre Verbreitung und spart Ressourcen. In den Bibliotheken werden weiterhin einige gedruckte Exemplare zu finden sein und über Print-on-Demand können Interessierte die jährlich erscheinenden Ausgaben auch als Buch erwerben.

Seit vielen Jahrzehnten präsentiert die *Christiana Albertina* spannende Projekte aus Forschung und Lehre, berichtet über die Entwicklungen an der Universität und würdigt die besonderen Verdienste unserer Mitarbeitenden. Damit ist sie zu einer wertvollen Chronik geworden. Zugleich unterstützt sie den Diskurs über Wissenschaft und ermöglicht, dass Forschungsergebnisse auch hinterfragt werden. Nur so entsteht Fortschritt.

Diesem Anspruch bleiben wir treu. Diese erste Ausgabe der neuen Ära – die insgesamt 84. Ausgabe – illustriert die Vielfalt unserer Forschung und Lehre. Die Leserinnen und Leser erhalten Einblicke in die medizinhistorische Sammlung, die Forschung zu einem mitochondrialen Protein sowie die Resistenzzüchtung bei Pflanzen. Zudem erfahren sie etwas über das Studierendenhaus ›Kieler Kloster‹ – sozusagen die Urzelle der Universität – und über Kinderbuchgestaltungen, in denen sich die Idealisierung der Fridays-for-Future-Bewegung spiegelt. Weitere

Beiträge drehen sich um die Sammlungsgeschichte der zur Universität gehörenden Kunsthalle zu Kiel sowie das im aktuellen Weltgeschehen so bedeutende Osteuropa-Zentrum. Die Freiheit der Willensentscheidung beleuchtet wiederum ein philosophischer Text, der aus unserer Veranstaltung ›Night of the Profs‹ entstanden ist.

Die *Christiana Albertina* lebt vom Engagement ihrer Macher. Das Präsidium dankt herzlich der Schriftleitung mit Prof. Dr. Klaus Gereon Beuckers aus der Philosophischen Fakultät und Prof. Dr. Andreas Müller aus der Theologischen Fakultät für ihren Einsatz. Auch ohne die redaktionelle Unterstützung von Nadine Washull M.A. vom Kunsthistorischen Institut wäre die Zeitschrift nicht umsetzbar. Ebenso geht der Dank an Dr. Kai Lohsträter vom Universitätsverlag und natürlich an die Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe.

Nun wünsche ich allen Leserinnen und Lesern eine anregende Lektüre.

Prof. Dr. Simone Fulda

Präsidentin der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

Editorial

Im Mai 1966 wurde der erste Band der *Christiana Albertina* als *Kieler Universitätszeit-schrift* ausgeliefert. »Ad multos annos« überschrieb der damalige Rektor Wolfgang Barkmann (1906–1978) aus der Medizinischen Fakultät sein Grußwort zu Beginn – und sein Wunsch sollte viele Jahre in Erfüllung gehen. 1977 erfolgte mit dem siebten Jahrgang eine Neugestaltung mit dem Untertitel *Forschungsbericht und Halbjahresschrift* und 2001 mit Heft 52/53, jetzt als *Forschungen und Berichte aus der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel*, in weiterhin halb-jährigen Rhythmus. Diese dichte Folge endete – wie etliche andere identitätsstiftende Foren der Kieler Universität – 2016 so plötzlich, dass die bereits fertig redigierten Beiträge liegen blieben. Die unterstützende Redaktionsstelle wurde in die Pressestelle transferiert und mit anderen Aufgaben betraut. Mit großen Anstrengungen der damaligen Schriftleitung um Johannes Schilling von der Theologischen und Rudolf Meyer-Pritzl von der Juristischen Fakultät gelang dann 2022 unter der neuen Präsidentin Simone Fulda eine Herausgabe der Beiträge als Heft 83 in kleiner gedruckter Auflage, die viele Interessenten so jedoch nicht erreichte. Seitdem wurde um einen Neustart gerungen, der jetzt mit der digitalen Open-Access-Publikation im Kieler Universitätsverlag sowie einer angemessenen gedruckten Auflage neuer Beiträge als Heft 84 erfolgen kann und in jährlicher Folge Fortsetzung finden soll.

Die erste Ausgabe 1966 startete mit einem Beitrag von Rudolf Jaeger zu den gerade neu errichteten Angerbauten und so wurde die *Christiana Albertina* immer zu einer Chronik wesentlicher Maßnahmen an der Universität, ein Schaufenster für Forschungsprojekte, ein Forum für Diskussionen und nicht zuletzt auch ein Berichtsorgan für Berufungen, Ehrungen und Würdigungen der Mitglieder dieser Universität. Alles das soll auch weiterhin Gegenstand der Zeitschrift bleiben, die nach der Einstellung der Universitätszeitung *UniZeit* eine besondere Bedeutung erlangt hat, um Entwicklungen und Leistungen der Universität dauerhaft zu dokumentieren, aber auch inhaltliche Debatten widerzuspiegeln. In Zeiten, in denen sich die Kieler Universität um eine Anerkennung als Exzellenz-Universität bemüht, ist ein solches fächer- und fakultätenübergreifendes Organ mit Außenwirkung von großer Wichtigkeit, weshalb jetzt ein Neustart erfolgen soll. In den Rubriken orientiert sich die optisch etwas veränderte Zeitschrift an der in den letzten Jahrgängen erfolgreich gewachsenen Struktur. Sie beginnt mit der Vorstellung eines Kunstwerkes, an die sich Beiträge zur Geschichte der Universität, zu Forschungsprojekten und zu aktuellen Themen anschließen. Rubriken mit Nachrufen und Würdigungen von Mitgliedern der Christian-Albrechts-Universität sowie

ein Rezensionsteil zu Schriften über die Universität, ihre Organe und herausragende Persönlichkeiten ergänzen diese. Abgeschlossen werden soll die Zeitschrift mit einem Berichtsteil zu Neuberufungen, Auszeichnungen und Ehrungen, der ab der kommenden Ausgabe wieder aufgenommen werden wird.

Ein solches Periodikum braucht die Unterstützung der Fakultäten und ihrer Mitglieder sowie des Präsidiums und seiner Mitarbeiter. Von hier aus sollen die Beiträge kommen, die in möglichst großer Breite die thematische Vielgestaltigkeit der Universität widerspiegeln. Von hier kommen auch die Informationen im Berichtsteil. Die heutige Schriftleitung bittet, unterstützt von dem Redaktionsteam aus allen Fakultäten, deshalb alle Interessierten um Beiträge und Anregungen für die Zeitschrift, die ein gemeinsames Organ der Christian-Albrechts-Universität sein möchte. Ad multos annos!

Prof. Dr. Klaus Gereon Beuckers und Prof. Dr. Andreas Müller
Schriftleitung

Kontakt

E-Mail: christiana.albertina@email.uni.kiel.de

© Open Access // Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

1. Das Kunstwerk

Bewegung ohne Motor

Georges Riqueys *Two Lines Up – Excentric* (1977)

— Zwischen der Universitätsbibliothek und dem Gebäude der Physik an der Leibnizstraße befindet sich das Werk *Two Lines Up. Excentric* (*Zwei Linien aufwärts, exzentrisch*¹) von Georges Rickey (1907–2002). An den Enden einer gabelartigen Unterkonstruktion sind zwei vierkantige, sich zur Spitze hin verjüngende Edelstahlnadeln angebracht, deren leichtgängige Lagerung ihre Rotation je nach Luftbewegung ermöglicht. Die langsamen, ruhigen Bewegungen bilden so immer neue Figurationen aus, bei denen sich die Nadeln exzentrisch um ihre Anbringung bewegen.

George Rickey (1907–2002) hat sich bereits sehr früh mit kinetischen Objekten beschäftigt. Zeigen die frühesten Werke noch deutlich Beeinflussungen von den *Mobiles* Alexander Calder's (1898–1976), so finden sich erstmals 1961/62 in Arbeiten wie *Sedge 1* und *Sedge 2* nadelartige Spitzen, die er als Linien bezeichnet.² Dort erwachsen sie noch aus flächigen und teilweise kastenartigen Elementen, bevor sich diese Nadelform mit Arbeiten wie *Plant I* (1962) oder *Summer* (1963) autonomisiert, in denen Nadeln wie bei einem Grasbüschel angeordnet und im unteren Fünftel kinetisch gelagert sind.³ Solche Nadeln prägen dann eine Werksphase der 1960er Jahre, zu deren Höhepunkten die Ausstellung von drei Arbeiten 1964 auf der *documenta III* zählt.⁴

1 Vgl. https://sh-kunst.de/george-rickey-zwei-linien-aufwaerts-exzentrisch/?taxonomy=post_tag&terms=322 [11. Oktober 2022].

2 Vgl. Nan Rosenthal: George Rickey, New York 1977, S. 131, Abb. 106 u. 107; *Sedge 2* dort irrtümlich auf 1963 datiert: Vgl. George Rickey. *Defining the Fourth Dimension. Early Works 1953–1977*, Ausst. Kat. Maxwell Davidson Gallery New York 2001, o.S. [26 f.].

3 Vgl. Rosenthal 1977 (wie Anm. 2), S. 133, Abb. 109 (*Plant I*). – Kat. New York 2001 (wie Anm. 2), o.S. [28 f.] (*Summer*).

4 Ausgestellt waren in der in Ruinen liegenden Orangerie *Sechs Linien – Horizontal – Landschaftlich* (1964), *Sechs Linien mit Fläche – Schilfgras* (1963) und *Zwei Linien – Vertikal – Zeitlich* (1964), von denen insbesondere die beiden letzteren der den Arbeiten um *Sedge 1* und *Sedge 2* verwandt waren. Vgl. *documenta III. Internationale Ausstellung 27. Juni – 5. Oktober 1964 Kassel*, hg. v. Karl Branner, 2 Bde., Köln 1964, Bd. 1: Malerei und Skulptur, S. 287–289.



↑ **Abb. 1.** Georges Rickey: *Two Lines Up – Excentric* (1977). Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.
Foto 2022: Rebecca Rohner.



Abb. 2. Georges Rickey: *Two Lines Up – Excentric* (1977). Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Foto 2022: Rebecca Rohner.

Ab 1967 wurden die Linien oft durch Rahmen und Platten ersetzt.⁵ Ihre Oberfläche aus gebürstetem Edelstahl, auf dem Riefen noch Elemente der Bearbeitung durch die Schleifscheibe zeigen, ist stark durch das Spätwerk des Amerikaners David Smith (1906–1965) beeinflusst.⁶ Die Licht-

5 Zu diesen Arbeiten Rickeys und Werküberblicken vgl. auch George Rickey, Ausst. Kat. Kestner-Gesellschaft Hannover, hg. v. Wieland Schmied (Katalog 6/1973), Hannover 1973. – George Rickey. Kinetische Skulpturen, Ausst. Kat. Städtische Galerie im Städelschen Kunstinstitut Frankfurt am Main, hg. v. Klaus Gallwitz, Frankfurt am Main 1977. – George Rickey. Skulpturen, Material, Technik, Ausst. Kat. Amerikahaus Berlin, red. v. Edith L. Rickey, Berlin 1979. – George Rickey zum 80. Geburtstag. Skulpturen. Eine Werkübersicht, Ausst. Kat. Galerie Schoeller Düsseldorf, Düsseldorf 1987. – George Rickey, Ausst. Kat. Galerie Utermann Dortmund, bearb. v. Ute Eggeling und Michael Beck, Dortmund 1990. – George Rickey in Berlin 1967–1992. Die Sammlung der Berlinischen Galerie, hg. v. Jörn Merkert und Ursula Prinz, Berlin o.J. [1992].

6 Zu David Smith vgl. David Smith. Skulpturen, Zeichnungen, Ausst. Kat. Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen Düsseldorf u.a., hg. v. Jörn Merkert, München 1986. – Stefanie Lieb: David Smith als Bildhauer des abstrakten Expressionismus und seine Stahlskulpturen im Museum Ludwig, Köln, in: Wallraf-Richartz-Jahrbuch 59 (1998),

reflexe des Edelstahls, die auch schon die Nadeln seit *Sedge 1* geprägt hatten, führen zu einer visuellen Entmaterialisierung. Bei den Arbeiten mit den Spitzen ist dies noch stärker als bei den Rahmen und Flächen, da sich dort die Stäbe fast nur als Linien vor dem Hintergrund erkennen lassen. Durch die hohe Aufständigung vieler Arbeiten, mit der die Linien für den Betrachter vor dem Himmel wahrgenommen werden, wird diese Entmaterialisierung noch weiter verstärkt.

Das kinetische Objekt, das seine Wurzeln im Konstruktivismus hat und mit Alexander Calder (1898–1976) seinen Weg in die Zweite Moderne fand, sucht die Statik einer festgefügtten Komposition aufzulösen und zugleich oft nicht-intentionale Aspekte einzubeziehen.⁷ Das Werk verweist in seiner Figuration nicht mehr auf bestimmte, festgelegte Punkte, nimmt keinen festen Bezug zum umgebenden Ort ein, sondern bildet scheinbar willkürlich je nach Luftbewegung oder anderen Antrieb immer neue Figurationen aus, die bestenfalls immanent in ihrer Relation zueinander gelesen werden können. Rickey, dessen Arbeiten sehr ausgeklügelt mit Volumenverteilung und technisch reflektiert den passenden Lagerungen konstruiert sind, verlangsamt dabei die kinetische Bewegung, die selbst bei stark wechselnden Winden nur gemächlich ihre Ausrichtung verändert, damit nicht die Bewegung selbst, sondern die Konstellation der Linien zum Thema werden. Es sind Zeichnungen im Raum, was sie zusammen mit den statischen, aber ebenso raumgreifenden Arbeiten von Norbert Kricke (1922–1984) zu den wichtigsten Bildhauerarbeiten im Umkreis des Informel werden lässt.⁸ Die Kinetik entlehnt Rickey dabei sowohl Calders Mobiles als auch den Werken der Zero-Bewegung und der Op Art, die 1955 erstmals in der Gruppenausstellung ›Le Mouvement‹ in der Galerie Denise René in Paris gezeigt worden waren und dann 1965 durch die Ausstellung ›The Responsive Eye‹ im Museum of Modern Art in New York auf die amerikanische Kunst Einfluss gewannen.

Rickey wurde in Indiana geboren, ist in Schottland aufgewachsen, hat in Oxford Geschichte und in Paris Kunst studiert. Nach seiner Rückkehr 1942 in die USA ging er zur Armee, bevor er in New York erneut Kunst studierte. An der Indiana University traf er auf David Smith, der ihn nachhaltig beeindruckte. Seine erste kinetische Plastik stellte Rickey bereits 1951 in der Ausstellung ›American Sculpture‹ im Metropolitan Museum of Art in New York aus und nahm seither in den Kreisen der amerikanischen Avantgarde einen festen Platz ein. Nach seiner Beteiligung an der documenta III (1964) arbeitete er mehrere Jahre in Berlin und betreute von hier aus seine Projekte, weshalb Rickey in Deutschland relativ viele Aufträge erhielt.

S. 281–295. – David Smith 1932–63. Working Surface. Painting, Sculpture, Drawing, Ausst. Kat. Wilhelm Lehmbruck Museum Duisburg, hg. v. Krystyna Gmurzynska und Mathias Rastorfer, Mailand 2009.

7 Vgl. Frank Popper: Die kinetische Kunst. Licht und Bewegung, Umweltkunst und Aktion (DuMont Dokumente), Köln 1975. – Hans-Jürgen Buderer: Kinetische Kunst. Konzeptionen von Bewegung und Raum (Heidelberger kunstgeschichtliche Abhandlungen, Neue Folge Bd. 19), Worms 1992.

8 Zu Norbert Kricke vgl. Jürgen Morschel: Norbert Kricke, Stuttgart 1976. – Positionen in Plastik und Malerei nach 1945. Norbert Kricke und Emil Schumacher, Ausst. Kat. Emil-Schumacher-Museum Hagen und Museum Pfalzgalerie Kaiserlautern, hg. v. Rouven Lotz, Dortmund 2015, insb. die Beiträge von Siegfried Gohr und Roland Scotti.

Für Aufmerksamkeit sorgte 1973 der geplante Ankauf seiner Arbeit *Drei rotierende Quadrate* durch die Stadt Münster für die Engelenschanze, der in der Bevölkerung so große Proteste nach sich zog, dass man sich in Münster genötigt fühlte, zur Aufklärung eine Großausstellung zur zeitgenössischen Skulptur zu veranstalten – der von Klaus Bußmann und Kaspar König kuratierten ›Skulptur 1977‹, die den Beginn der seither in zehnjährigem Abstand veranstalteten ›Skulpturenprojekte‹ in Münster bildet.⁹ In genau diesen Jahren kaufte das Land Schleswig-Holstein zeitgleich zur Fertigstellung der Universitätsbauten entlang der Leibnizstraße mehrere kinetische Arbeiten an, so von Hein Sinken das *Windbewegte Objekt* (1972), das heute vor der Mensa 2 steht,¹⁰ oder die Arbeit *Bewegliche Plastik* (1972) von Günther Tollmann, die an der Fußgängerbrücke über die Olshausenstraße aufgestellt wurde.¹¹ In diesen Kreis gehört auch die Stahlplastik *Spiel mit Raum und Linie* (1974) von Carlernst Kürten, deren Schleifenformen im Bereich der Angerbauten die neuen Tendenzen der Plastik veranschaulichten.¹² Mit diesen Arbeiten, deren prominenteste das zuletzt angekaufte Werk von Rickey war, bekannte sich die Universität zu den aktuellen künstlerischen Strömungen der Avantgarde in Deutschland und wirkte auch auf die Kunstproduktion in Schleswig-Holstein, in der solche Arbeiten bis dahin nicht vertreten gewesen waren. Treibende Kraft hinter dem Ankauf dürfte Jens Christian Jensen (1928–2013) gewesen sein, der seit 1971 die Kunsthalle leitete und 1974 eine monografische Ausstellung zu Hein Sinkens Windobjekten organisierte.¹³ Zu den olympischen Wettbewerben hatten im Sommer 1972 bereits die Arbeiten von Sinken und Tollmann zusammen mit Werken beispielsweise von Alf Lechner und Erwin Wortelkamp vorübergehend entlang der Kiellinie Aufstellung gefunden, bevor sie auf den heutigen Campus verlagert wurden.¹⁴ Im Gegensatz zu ihnen wurde *Two Lines Up – Excentric* direkt für diesen Standort erworben, nachdem das Physikzentrum 1976 fertiggestellt worden war.¹⁵ Steht die Kieler Plastik von George Rickey auch fest in der Nachfolge seiner Arbeiten von der documenta III, die zu

9 Vgl. Friedrich Meschede: ›Skulptur 1977‹ und ›Skulptur Projekte 1987‹, in: Kunst im öffentlichen Raum. Anstöße der 80er Jahre, hg. v. Volker Plagemann, Köln 1989, S. 132–148, hier S. 132. – <https://www.skulptur-projekte-archiv.de/de-de/1977/> [11. Oktober 2022].

10 Vgl. <https://sh-kunst.de/hein-sinken-windbewegtes-objekt/> [11. Oktober 2022].

11 Vgl. <https://sh-kunst.de/guenter-tollmann-bewegliche-plastik-2/> [11. Oktober 2022].

12 Vgl. <https://sh-kunst.de/carlernst-kuerten-spiel-mit-raum-und-linie/> [11. Oktober 2022].

13 Vgl. Hein Sinken. *Windbewegte Objekte 1968 bis 1974*, Ausst. Kat. Kunsthalle zu Kiel, hg. v. Jens Christian Jensen, Kiel 1974. – Zu Jensen vgl. zuletzt Peter Thurmann: Jens Christian Jensen. Romantik und Gegenwart, in: *Forschung in ihrer Zeit. 125 Jahre Kunsthistorisches Institut der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel*, hg. v. Klaus Gereon Beuckers und Ulrich Kuder (Kieler Kunsthistorische Schriften, Neue Folge, Bd. 18), Kiel 2020, S. 429–444.

14 Vgl. *Kunst an der Kiellinie Mai – September 1972*, Ausst. Kat. Kunsthalle zu Kiel, hg. v. Jens Christian Jensen, Kiel 1972.

15 Vgl. Klaus Gereon Beuckers: *Gebaute Bildungspolitik. Die architektonische Entwicklung der Christian-Albrechts-Universität*, in: *Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. 350 Jahre Wirken in Stadt, Land und Welt*, hg. v. Oliver Auge, Kiel 2015, S. 175–215, insb. S. 200–205.

dieser Zeit bereits mehr als zehn Jahre zurücklag, so markiert sie zusammen mit den anderen kinetischen Arbeiten einen Neuaufbruch für den Norden und eine damals in Schleswig-Holstein bemerkenswerte Offenheit für aktuelle künstlerische Tendenzen.

Autor

Prof. Dr. Klaus Gereon Beuckers,

geboren 1966 in Köln, Studium der Kunstgeschichte, Mittleren und Neuen Geschichte, Vergleichenden Religionswissenschaft und Katholischen Theologie in Bonn, Mainz und Köln. Promotion 1993 an der Universität Bonn. Habilitation 1999 an der Universität Karlsruhe, 2006 Ernennung zum außerplanmäßigen Professor an der Universität Stuttgart. Seit 2008 Professor für Mittlere und Neue Kunstgeschichte am Kunsthistorischen Institut der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. E-Mail: beuckers@kunstgeschichte.uni-kiel.de

 **Open Access** // Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

2. Beiträge

Realität statt Typisierung

Friedrich Esmarchs *Klinische Bildersammlung*

— Im Mai 1858 zeichnete Johann Heinrich Wittmaack den fünfjährigen Fritz Rörden aus Nieblum auf Föhr zum ersten Mal. Der Junge war klein und sprach undeutlich. Er kam mit einer Lippen-Kiefer-Gaumenspalte zur Welt. Obwohl er aus einfachen Verhältnissen stammte und vermutlich allein die Anreise zur Chirurgischen Klinik in Kiel eine finanzielle Herausforderung für die Eltern darstellte, wurde er von Professor Friedrich Esmarch bis Ende des Jahres zweimal operiert, um dem Kind Erleichterung beim Essen und beim Sprechen zu verschaffen und es von der Entstellung seines Gesichtes zu befreien. Wittmaack dokumentierte den Behandlungsverlauf in fünf Zeichnungen.

Fritz Rörden wurde später Schneider und lebte mit seiner Schwester Catharina gegenüber der Nieblumer Kirche. In der Dorfchronik finden sich allerhand Anekdoten über das Geschwisterpaar. Fritz blieb seinen Mitmenschen aber nicht durch den entstellenden ›Wolfsrachen‹, so die damalige Bezeichnung, sondern vor allem durch seine dröhnende Stimme in Erinnerung.¹

Wittmaacks Zeichnungen von Fritz Rörden sind Teil der *Klinischen Bildersammlung*, die Friedrich Esmarch (1823–1908) als Direktor der Kieler Chirurgischen Universitätsklinik 1854 bis 1898 zusammentrug und selbst so benannte. Diese umfasste mehr als 1000 Zeichnungen von Patienten und Operationspräparaten. Hinzu kamen einige Zeichnungen, die bereits unter seinem Amtsvorgänger Louis Stromeyer (1804–1876) entstanden waren. Sie zeigen bildhafte Darstellungen von Krankheiten, die in vielen Fällen durch handschriftliche medizinische Kommentare ergänzt wurden. Aus den Kommentaren lassen sich personen- und sozialhistorische Informationen über die dargestellten Patienten ableiten. Darüber hinaus machen die Zeichner, unter denen sich sowohl akademisch ausgebildete Künstler als auch

1 Vgl. die Nieblumer Chronik: Fritz Rörden (1853–1936) und Chatarina Rörden (1851–1935). Archiv der Ferring Stiftung, Alkersum, Sig. 963.



↑ **Abb. 1.** Doppelter Wolfsrachen, Fritz Rörden. Zeichnung: Johann Heinrich Wittmaack (1858). Medizin- und Pharmaziehistorische Sammlung der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.



↑ **Abb. 2.** Altes Paar in Nieblum [Fritz und Catharina Rörden], Gemälde von Fritz Cohrs (1929). Museum Kunst der Westküste, Alkersum/Föhr.

zeichnende Ärzte finden, die Bildersammlung zu einer wissenschafts- und kunsthistorisch bedeutsamen Quelle. Diese kostbare und sehr seltene Sammlung wird in der Medizin- und Pharmaziehistorischen Sammlung der CAU bewahrt und für ihre weitere wissenschaftliche Nutzung erschlossen.

Friedrich Esmarch

Johann Friedrich August Esmarch (geb. 9. Januar 1823 in Tönning, verst. 23. Februar 1908 in Kiel) studierte 1843 bis 1848 Medizin in Kiel, 1845 bis 1846 in Göttingen. In seinem letzten Semester nahm er als Leutnant im Turner- und Studentencorps am Ersten Schleswig-Holsteinischen Befreiungskrieg teil. Der Berufseinstieg als Arzt in der Armee prägte Esmarch nicht nur durch die stete Notwendigkeit schnellen und pragmatischen Handelns, sondern schuf auch eine enge Beziehung zu seinen Lehrern, den Militärchirurgen Bernhard Langenbeck (1810–1887) und Louis Stromeyer, Langenbecks Nachfolger auf dem Kieler Lehrstuhl für Chirurgie ab 1848.

Nach der Erhebung von 1848 übernahm Stromeyer Esmarch als Assistent an die Chirurgische Klinik. Obwohl beide die deutsche Nationalbewegung unterstützten, riet Stromeyer Esmarch 1850, nicht weiter aktiv im Militärdienst zu verbleiben und sich stattdessen auf seine universitäre Karriere zu konzentrieren, da die notwendige Loyalität gegenüber der dänischen Regierung kaum mit dem Engagement für die Unabhängigkeit der Herzogtümer vereinbar sei.² Esmarch heiratete Stromeyers Tochter Anna und wurde 1854 sein Nachfolger als Klinikdirektor. Der Klinikbetrieb mit seinem breiten Spektrum an Operationen, der Ausbildung von Assistenzärzten und Studenten sowie die Planung eines Neubaus für die Universitätskliniken forderten dem noch jungen Arzt viel ab.³ Unterstützung fand er bei seinem als Generalstabsarzt in Hannover tätigen Schwiegervater. Die beiden diskutierten in ihren Briefen vertrauensvoll anstehende und durchgeführte Operationen, Hygienemaßnahmen, Vorträge und Publikationsprojekte.⁴

Die Sorgfalt, mit der Esmarch operierte, zielte auf die Vermeidung jeden unnötigen Blutverlustes,⁵ und die hohen hygienischen Standards seiner Klinik ab den 1870er Jahren, verschafften ihm unter Kollegen und Patienten und Patientinnen höchstes Ansehen. Von Esmarch entwickelte Techniken wie den nach ihm benannten Handgriff, mit dem das Kinn vorgeschoben wird, um die Atemwege freizulegen, wenn die Zunge in Narkose oder generell bei Bewusstlosigkeit zurücksinkt, finden bis heute Anwendung.

Rückblickend wurde Esmarch überwiegend als Militärchirurg gewürdigt, was wohl vor allem auf die große Verbreitung seines Handbuchs der kriegschirurgischen Technik von 1877 zurückzuführen ist.⁶ Für die Frage, inwiefern Esmarch nach 1864 tatsächlich noch im Militärdienst stand und wie er sich in die Organisation des preußischen Heeressanitätswesens einbrachte, soll an dieser Stelle auf die umfassende Biografie Esmarchs von Christian Zöllner verwiesen werden.⁷ Aus heutiger Sicht bedeutsam für Esmarchs Wirken wurden v.a. die aus seiner Beschäftigung mit dem Sanitätswesen hervorgegangenen *Samariter-Vereine*. Damit griff Esmarch die 1862 von

2 Brief von Stromeyer an Esmarch vom 4. Juni 1850. Vgl. Wilhelm Anschütz: Der junge Dr. Esmarch und Prof. Stromeyer in den schleswig-holsteinischen Befreiungskriegen, in: Festschrift zum 275jährigen Bestehen der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, hg. v. Paul von Ritterbusch, Leipzig 1940, S. 260.

3 Zur Baugeschichte des Universitätsklinikums vgl. zusammenfassend Jörn Henning Wolf: Der Krankenhausberg. 132 Jahre Baugeschichte des Universitätsklinikums, in: Begegnungen mit Kiel. Gabe der Christian-Albrechts-Universität zur 750-Jahrfeier der Stadt Kiel, hg. v. Werner Paravicini u.a., Neumünster 1992, S. 140–146. – Vgl. auch Klaus Gereon Beuckers: Gebaute Bildungspolitik. Die architektonische Entwicklung der Christian-Albrechts-Universität, in: Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. 350 Jahre Wirken in Stadt, Land und Welt, hg. v. Oliver Auge, Kiel 2015, S. 175–215.

4 Vgl. Roland Rogge: Der Briefwechsel zwischen Louis Stromeyer (1804–1876) und Friedrich von Esmarch (1823–1908). Ein Beitrag zur Geschichte der Chirurgie im 19. Jahrhundert, hg. v. Gerhard Rudolph und Fridolf Kudlien (Kieler Beiträge zur Geschichte der Medizin und Pharmazie, Bd. 12), Neumünster 1974.

5 Vgl. Friedrich Esmarch: Über künstliche Blutleere bei Operationen (Volkmanns Sammlungen Klinischer Vorträge, Bd. 58), Leipzig 1873.

6 Vgl. Friedrich Esmarch: Handbuch der kriegschirurgischen Technik, Hannover 1877.

7 Vgl. Christian Zöllner: Friedrich von Esmarch 1823–1908. Eine Biographie, Kiel 2023.



→ **Abb. 3.** Friedrich Esmarch, Lithografie nach Zeichnung von Johann Heinrich Wittmaack (um 1860). Medizin- und Pharmaziehistorische Sammlung der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.

Henry Dunant formulierte Idee auf, sich bereits in Friedenszeiten auf die medizinische Versorgung im Krieg vorzubereiten und dabei auf die Unterstützung von Zivilisten zu bauen.⁸ Nach dem Vorbild eines 1863 von Genfer Bürgern gegründeten Vereins, der bald überall in Europa Nachahmung fand, organisierte Esmarch ab 1869 Vereine in Schleswig-Holstein. Er entwickelte Lehrmittel, die Johann Heinrich Wittmaack illustrierte, und hielt Vorträge, um Laien in Vorbereitung auf einen möglichen Krieg in der Versorgung von Verwundeten zu schulen. Internationale Verbreitung fand das dreieckige Verbandstuch zur ersten Versorgung von Verletzungen, das Wittmaack mit einer aufgezeichneten Gebrauchsanweisung versehen hatte. In den friedlicheren und wirtschaftlich prosperierenden Zeiten nach 1871 erwies sich diese Unterweisung von Laien in Maßnahmen der Ersten Hilfe vor allem auch für die stark unfallgefährdeten Industriearbeiter als überaus nützlich. Esmarchs Publikationen für die Samariter-Vereine machen deutlich, welchen hohen didaktischen Stellenwert er bildhaften Darstellungen beimaß

⁸ Vgl. Friedrich Esmarch: Über den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Krieges, Kiel 1869. – Friedrich Esmarch: Der erste Verband auf dem Schlachtfeld, Kiel 1869. – Zu den Samariternvereinen vgl. Christian Zöllner: Der Kieler Samariter Friedrich (von) Esmarch, Kiel 2022.

Zur Verwendung der *Klinischen Bildersammlung*

Mit seinem Schwiegervater Louis Stromeyer tauschte sich Esmarch mehrfach über medizinische Abbildungen aus. So schrieb er 1873:

»Ich lese über chirurgische Therapie der Verletzungen, 2mal wöchentlich vor 43 Hörern. Ich zeige alle Verbände und alle Operationen werden durch schöne große colorierte Zeichnungen illustriert, die Wittmaak auf großen Bögen entwirft. Nachher führt er sie verkleinert aus für das Handbuch der kriegschirurgischen Technik. Ich [...] glaube, daß mein projektiertes Handbuch, welches mehr durch Bilder als durch Worte dem Gedächtnis zu Hilfe kommen soll, einem Bedürfnis abhelfen wird.«⁹

Das Handbuch erschien 1877 mit 536 Holzschnitten und 30 Farbtafeln.¹⁰ Die Abbildungen zeigen überwiegend medizinische Hilfsmittel und ihre Anwendung sowie Operationsmethoden. Illustrationen nach Zeichnungen aus der *Klinischen Bildersammlung* finden sich dort ebenso wenig wie beispielsweise in Esmarchs *Krankheiten des Mastdarmes und des Afters* oder weiteren Publikationen mit Lehrbuchcharakter.¹¹

Die realistische Darstellungsweise der Zeichnungen der *Klinischen Bildersammlung* unterscheidet sich grundlegend von den idealtypischen Darstellungen, die Esmarch für seine Lehrbücher bevorzugte. Dies wirft die Frage nach der Verwendung der Bildersammlung auf, mit der Esmarch offenbar andere Ziele verfolgte. In *Die Methode des Unterrichts an der Chirurgischen Klinik der Universität Kiel* betonte er vielfach die Bedeutung des Sehens für den Arzt.¹² In praktischen Übungen trainierte er die Studenten darin, sich noch vor der Befragung der im Unterrichtsraum vorgeführten Klinikpatienten zunächst durch gründliches Betrachten ein Bild der Erkrankung zu machen. Dieser praktische Unterricht hatte für Esmarch den höchsten Stellenwert. Allerdings waren nicht jederzeit Patienten mit den für den Unterricht bedeutsamen Krankheitsbildern in der Klinik verfügbar, so dass er für seine *Vorlesung über Theoretische Chirurgie* die in der *Klinischen Bildersammlung* »archivierten« Fälle nutzte.¹³ Auf vielen Zeichnungen bezeugen noch heute Löcher von Heftzwecken, wie die Krankenbildnisse für den Unterricht an die Wand gepinnt wurden. Dabei war es Esmarch vermutlich wichtig, die Studenten über

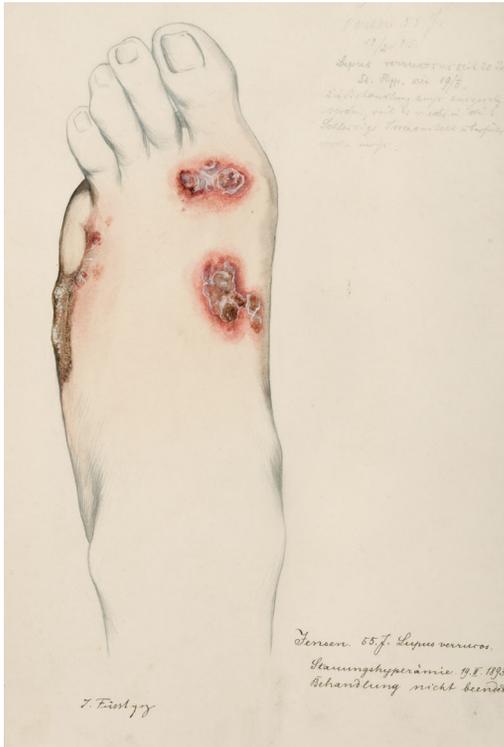
⁹ Rogge 1974 (wie Anm. 4), S. 51.

¹⁰ Vgl. Esmarch 1877 (wie Anm. 6).

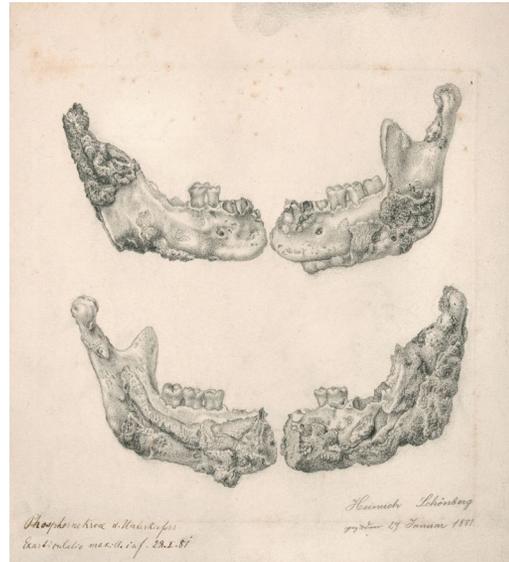
¹¹ Vgl. Friedrich Esmarch: *Die Krankheiten des Mastdarmes und des Afters*, in: *Handbuch der allgemeinen und speciellen Chirurgie*, Bd. 3,2 A, hg. v. Franz von Pitha und Theodor Billroth, Erlangen 1882.

¹² Vgl. Friedrich Esmarch: *Die Methode des Unterrichts an der Chirurgischen Klinik der Universität Kiel*. Ein Vortrag für die Praktikanten der Klinik, gehalten bei der Eröffnung derselben, in: *Mittheilungen aus der Chirurgischen Klinik zu Kiel 1883–1888*, S. 75–87.

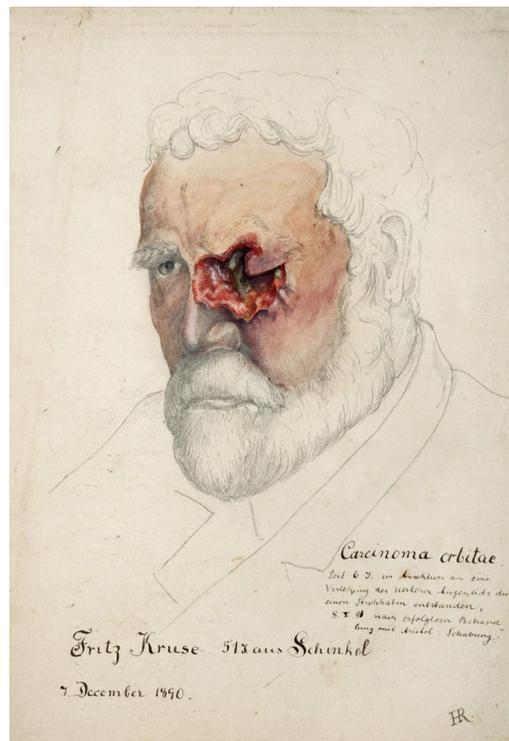
¹³ Vgl. Esmarch 1883/88 (wie Anm. 12), S. 76.



↑ **Abb. 6.** Lupus verrucosus, Jensen, Zeichnung: Julius Fürst (1893). Medizin- und Pharmaziehistorische Sammlung der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.



➤ **Abb. 7.** Operationspräparat Heinrich Schönberg: Unterkiefer mit Phosphornekrose (1881). Medizin- und Pharmaziehistorische Sammlung der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.



➔ **Abb. 8.** Carcinoma orbitae, Fritz Kruse, Zeichnung: HR (1890). Medizin- und Pharmaziehistorische Sammlung der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.

Die Zeichner

Esmarchs *Klinische Bildersammlung* fügt sich in eine Tradition der Dokumentation von Krankheitsbildern im 19. Jahrhundert in Form kolorierter Zeichnungen ein. Solche Darstellungen sind vor allem als Lithografien überliefert wie beispielsweise die Tafeln von Carl Sandhaas für Karl Heinrich Baumgärtners *Krankenphysiognomik*,¹⁵ selten als originale Zeichnungen wie jene von Christopher d'Alton für die Sammlung des Royal Free Hospital London (Abb. 4).

Sicherlich darf man davon ausgehen, dass Sammlungen originaler Zeichnungen an vielen Universitätskliniken in Gebrauch waren, auch wenn diese heute nur noch schwer zu belegen sind. Selten machen Universitätskliniken historische Sammlungen publik, viele dieser Sammlungen waren aber auch privater Besitz von Klinikdirektoren und wurden für die Versorgung ihrer Hinterbliebenen verkauft. Diese Praxis macht heute den Seltenheitswert von Esmarchs Sammlung aus.

Von den ausgebildeten Künstlern, die Esmarch mit der Herstellung von klinischen Abbildungen beauftragt hatte, sind bislang nur zwei mit Namen bekannt: Johann Heinrich Wittmaack zeichnete von 1853 bis 1874 für die Klinik, Julius Fürst von 1893 bis 1898. Allein von den datierten Zeichnungen der Sammlung fallen aber über 200 Blatt in die Zeitspanne zwischen 1874 und 1893. Da kaum eines der Blätter aus dieser Zeit signiert ist, kann man bisher nur Vermutungen über ihre Zeichner anstellen.

Unter den Zeichnungen, die vor Wittmaacks Tätigkeit entstanden, finden sich vor allem solche von Assistenzärzten der Chirurgischen Klinik wie beispielsweise von Dr. Friedrich Boie. Insofern liegt es nahe, dass auch in späteren Jahren gelungene Arbeiten von Assistenten und Studenten Eingang in die Sammlung fanden. Wer als Student Esmarchs Wohlwollen suchte, war gut beraten, sich im Zeichnen zu üben. So wünschte dieser, dass die Studenten die Krankenakten, die sie für von ihnen zu betreuende Patienten anlegen sollten, durch Zeichnungen ergänzten (Abb. 5).

Ebenso sollten sie Zeichnungen von entfernten Geweben oder Fremdkörpern anfertigen, die sie im Anschluss an Operationen gemeinsam mit einem Assistenzarzt untersuchten.

Von diesen bisher anonymen Studenten hob sich Ernst Kowalzig ab, den Esmarch bereits vor dessen Examen zu seinem Assistenten machte, weil ihn seine Zeichenkünste beeindruckten. In seinen Lebenserinnerungen schreibt Kowalzig, dass er ab 1886 für Esmarch gezeichnet habe.¹⁶ Da er seine Werke nicht namentlich kennzeichnete, sind bisher aber keine Zeichnungen von ihm in der Sammlung identifiziert. Zu überprüfen wäre außerdem, ob möglicherweise auch die von der Universität angestellten Zeichner für die Kliniken tätig waren.

15 Vgl. Karl Heinrich Baumgärtner: *Kranken-Physiognomik: Nebst einem Atlas von 72 nach der Natur gemalten Krankensbildnissen*, Stuttgart 1839.

16 Vgl. Ernst Kowalzig: *Lebenserinnerungen*. Unveröffentlichtes Maschinenscript aus den frühen 1940er Jahren im Besitz seiner Enkeltochter A. Lange.

Die Sammlung als Forschungsquelle

Betrachtet man die *Klinische Bildersammlung* aus wissenschafts- und kunsthistorischer Sicht, so liegt ihr Reiz in der Zusammenschau von Darstellungen, die akademisch ausgebildete Künstler ausgeführt haben, mit solchen von zeichnenden Mediziner:innen. Die Anfertigung von Krankenbildnissen begleitete im 19. Jahrhundert eine Diskussion über die Art und Weise, Krankheit darzustellen. Sollte die Abbildung das Verständnis des Krankheitsprozesses dokumentieren, über welches nur Ärzte verfügten? Oder ein exaktes Abbild der betroffenen Körperpartie wiedergeben, wie es nur im Sehen ausgebildete Künstler erschaffen konnten? Esmarchs eigene Haltung zu dieser Frage und mögliche Anweisungen an die Zeichnenden harren ihrer Untersuchung. Mit der neuen Technik der Fotografie erhielt die Diskussion weiteren Aufwind, da diesen automatisch erzeugten Momentaufnahmen eine besondere Objektivität zugeschrieben wurde. Die mit der Fotografie auch in der Medizin einsetzende Bilderflut scheint an Esmarch allerdings recht spurlos vorübergegangen zu sein. Für Lehre und Vorträge hat er Zeichnungen mit ihren Möglichkeiten der didaktischen Reduktion und farbigen Darstellung den Vorzug gegeben.

Aus sozialhistorischer Perspektive fällt auf, dass es sich bei den Abgebildeten überwiegend um wenig vermögende und arme Personen handelt. Für Frauen findet sich häufig die Bezeichnung ›Mädchen‹ (Dienstmädchen), selten die Anrede ›Frau‹ (verheiratete Frau). Unter den Berufsbezeichnungen der Männer sind Knechte, Tagelöhner, einfache Handwerker und Akademiker der unteren Einkommensklassen wie Lehrer und Pastoren. Offenkundig konnten solche Patienten eher dazu bewegt werden, sich zeichnen zu lassen, als jene, die es sich viel Geld kosten ließen, vom ›berühmten Esmarch‹ operiert zu werden. Ihnen lag sicherlich nicht daran, ihre Krankheit im Hörsaal und bei Vorträgen zur Schau gestellt zu wissen.

Entsprechend der Entstehungszeit der Zeichnungen, zu welcher der überwiegende Teil der Bevölkerung Schleswig-Holsteins in der Landwirtschaft tätig war, finden sich für dieses Lebensumfeld typische Unfälle häufiger als solche aus industriellen Berufen. So beispielsweise die Verletzung des 51-jährigen Fritz Kruse aus Schinkel mit einem Strohalm am unteren Augenlid 1884. Als Kruse sechs Jahre später, im Mai 1890, die Chirurgische Klinik aufsuchte, hatte sich an dieser Stelle ein Tumor entwickelt (Abb. 8). Die Behandlung mit einem antiseptischen Mittel blieb erfolglos, so dass schließlich die gesamte Augenhöhle ausgeschabt werden musste. Diese Krankengeschichte bringt wie viele weitere das distanzierte Verhältnis der einfachen Bevölkerung gegenüber studierten Ärzt:innen zum Ausdruck. Solange es sich vermeiden ließ, behalf man sich selbst oder vertraute sich vorzugsweise Heilkundigen aus dem eigenen sozialen Umfeld an.

Eine Information, die für die Kommentare auf den Zeichnungen keine Rolle spielte und daher aus externen Quellen ergänzt werden musste, ist die zur Finanzierung der medizinischen Versorgung für eine Bevölkerungsschicht, die einen mehrwöchigen, häufig auch mehr-

fachen Klinikaufenthalt wohl überwiegend nicht aus eigenen Mitteln bezahlen konnte. Ob dafür Leistungen der Armenfürsorge in Anspruch genommen wurden und inwieweit die medizinische Versorgung von Patienten, die der Lehre zur Verfügung standen, aus Mitteln der Universität mitfinanziert wurden, bleibt zu erforschen. Die Zeichnungen belegen aber, dass auch mittellose Patienten beispielsweise mit plastischen Operationen versorgt wurden, die über die Versorgung zum Erhalt des Lebens und der Arbeitskraft hinausgingen.

Die *Klinische Bildersammlung* ist also weit mehr als eine rein medizinhistorische Quelle, wengleich sie auch als solche aufschlussreiche Einblicke in das sich wandelnde Verständnis der Ursachen von Krankheiten und die daraus resultierenden pharmakologischen und medizintechnischen Entwicklungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewährt. In der Breite der dokumentierten Krankheitsbilder von Infektionskrankheiten über Tumorerkrankungen bis zu erblich bedingten Fehlbildungen zeigt sie außerdem, dass man dem Arzt Friedrich Esmarch durch eine einseitige Betrachtung als Militär- und Unfallchirurg nicht gerecht wird.

Provenienz

Dass Esmarchs Sammlung heute in der Kieler Medizin- und Pharmaziehistorischen Sammlung bewahrt wird, mag selbstverständlich klingen. Bei genauerem Hinsehen erscheint es aber fast erstaunlich: So verkaufte Esmarchs Witwe die Sammlung an dessen frühere Assistenzärzte August Bier und Ernst Kowalzig. Damit kamen über 900 Blätter zunächst nach Berlin, wo August Bier die Königliche Chirurgische Universitätsklinik leitete. Vermutlich nach 1936 vermachte er die Zeichnungen seinem ehemaligen, in Kiel geborenen Assistenten Carl Georg Ritter, der inzwischen in Hameln tätig war. Dieser bewahrte die Zeichnungen nach Krankheitsbildern sortiert in 21 Mappen auf. Seine zuletzt in Essen lebende Tochter, Ilse Harzmann, übergab 16 dieser Mappen um 1965 an das Institut für Geschichte der Medizin der CAU. Fünf Mappen, etwa 300 Blätter enthaltend, verblieben jedoch in Familienbesitz. Diese konnten 2021 aus Mitteln der Medizinischen Fakultät und des Universitätsklinikums Schleswig-Holstein angekauft werden.

Ernst Kowalzig, der sich in Kiel als Arzt niedergelassen hatte und bis zu Esmarchs Tod in engem Verhältnis zu diesem stand, erwarb etwa 200 Zeichnungen. Diese übergab sein Sohn, Gerhard Kowalzig, 1991 und 1994 der aus dem Institut für Geschichte der Medizin hervorgegangenen Medizin- und Pharmaziehistorischen Sammlung der CAU als Schenkung.

Ob die *Klinische Bildersammlung* damit vollständig wiedervereint ist, muss noch offenbleiben. Auffällig ist, dass sich unter den dargestellten Krankheiten nur sehr wenige unfallbedingte Knochenverletzungen finden. Dies könnte damit zusammenhängen, dass Esmarch 1899 oder 1900 der Kaiser Wilhelms-Akademie für das ärztlich-soziale Versicherungswesen in

Berlin eine *Kriegschirurgische Sammlung* überließ,¹⁷ die heute als verschollen gilt. Ob sie neben Knochenpräparaten auch Zeichnungen umfasste, ist nicht bekannt.

Leider fehlen auch die für Esmarch selbst wichtigsten Informationen zu den Zeichnungen: Die Patientenakten, deren Nummern auf vielen Zeichnungen vermerkt sind. Der Verweis auf diese Akten konnte ausführliche Kommentare auf den Zeichnungen selbst ersparen. Glücklicherweise wurden die wichtigsten Punkte der Krankengeschichte dennoch auf vielen Zeichnungen direkt vermerkt, so dass es teilweise möglich ist, in Zeitschriften und Qualifikationschriften publizierte ›Fallgeschichten‹ bestimmten Zeichnungen zuzuordnen.

Zugang für Forschende

Die Medizin- und Pharmaziehistorische Sammlung beabsichtigt, Esmarchs *Klinische Bildersammlung* in digitaler Form für die interdisziplinäre Forschung zur Verfügung zu stellen. Dafür sollen neben hochauflösenden Bild-Digitalisaten Transkriptionen der handschriftlichen Kommentare, Informationen zu Zeichnern, Patienten und behandelnden Ärzten frei zugänglich zur Verfügung gestellt werden. Die ortsunabhängige Verfügbarkeit ist eine wichtige Voraussetzung für den internationalen Vergleich von Beständen medizinischer Zeichnungen. Wünschenswert wäre auch, über die digitale Publikation die Aufmerksamkeit für medizinische Bildbestände zu erhöhen, die möglicherweise unbeachtet, außerhalb historischer und musealer Zusammenhänge, überdauert haben und durch mangelndes Wissen über ihre Bedeutung in ihrem Erhalt bedroht sind. Ob eine hochwertige Digitalisierung des Bestandes in absehbarer Zeit gelingen kann, wird vor allem von der Förderung durch Drittmittel abhängen.

Autorinnen

Nadine Waschull M.A.,

geboren 1982, Studium der der Kunstgeschichte und Europäische Ethnologie/Volkskunde in Kiel, Bachelor 2019, Master 2022. Von 2020 bis 2022 wissenschaftliche Hilfskraft in der Medizin- und Pharmaziehistorischen Sammlung der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Seit 2022 Mitarbeiterin am Kunsthistorischen Institut der CAU.

E-Mail: waschull@kunstgeschichte.uni-kiel.de

17 Vgl. Nachlass Friedrich Esmarch: Briefe von Esmarch an seine Frau Henriette von Schleswig-Holstein-Augustenburg-Sonderburg vom 19. und 21. April 1900, Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek, Sig. F2/20. – Grabowski: Die Kaiser Wilhelms-Akademie für das ärztlich-soziale Versicherungswesen, in: Deutsche Medizinische Wochenschrift 10 (1922), S. 330-331.

Eva Fuhry,

geboren 1973, Studium der Biologie, Geografie und Geschichte in Heidelberg und Uppsala, 2000 bis 2004 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim. Seit August 2004 Leiterin der Medizin- und Pharmaziehistorischen Sammlung der CAU.

E-Mail: fuhry@med-hist.uni-kiel.de

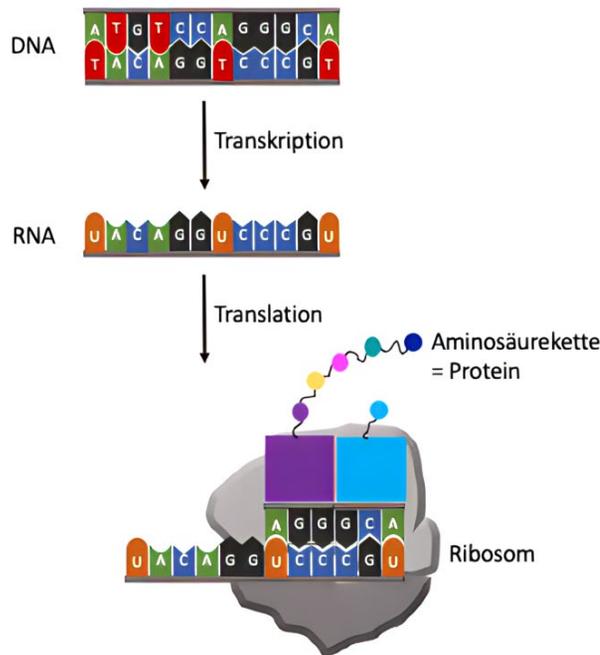
Ⓒ Open Access // Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

Untersuchung eines mitochondrialen Proteins führt zu neuen Erkenntnissen über die Proteinbiosynthese in pflanzlichen Mitochondrien

— *Arabidopsis thaliana* – die Acker-Schmalwand – wird in der Landwirtschaft lediglich als Unkraut wahrgenommen. In der Biologie stellt sie aber einen Modellorganismus dar, der vor allem in der Grundlagenforschung Anwendung findet. Die dort gewonnenen Erkenntnisse können dann auch auf Nutzpflanzen übertragen werden. Bereits seit den 1940er Jahren wird *Arabidopsis* als Modellorganismus verwendet und noch immer gibt es zahlreiche Prozesse auf zellulärer Ebene, die noch nicht entschlüsselt sind und weiterer Forschung bedürfen. Auch am Botanischen Institut der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel erfreut sich *A. thaliana* großer Beliebtheit. In der Abteilung ›Botanische Genetik und Molekularbiologie‹ interessieren wir uns besonders für die Entschlüsselung molekularer Prozesse innerhalb der pflanzlichen Mitochondrien. Hierbei handelt es sich um ein zelluläres Organell, das verschiedene Funktionen hat, aber insbesondere der Bereitstellung von Energie dient. Daher spricht man umgangssprachlich auch oft von den Kraftwerken der Zelle. Die Mitochondrien sind im Rahmen eines endosymbiontischen Prozesses aus ursprünglich freilebenden alpha-Purpurbakterien entstanden.¹ Als Relikt davon besitzen Mitochondrien ein eigenes kleines Genom und eine eigene Maschinerie für die Genexpression. Dies schließt auch sogenannte Ribosomen ein, molekulare Maschinen, an denen die Proteinbiosynthese stattfindet. So kann ein kleiner Teil der mitochondrialen Proteine direkt in den Mitochondrien erzeugt werden.

Im Detail bedeutet dies, dass zunächst die Informationen, die in der DNA gespeichert sind, in RNA umgeschrieben werden. Diesen Prozess bezeichnet man als Transkription. Im Anschluss daran erfolgt die Synthese der Proteine, bei der die nun auf der Boten-RNA (mRNA) vorliegende Information in eine bestimmte Abfolge von Aminosäuren – den Bausteinen der

1 Vgl. Michael W. Gray: Mitochondrial Evolution, in: Science 283 (1999), S. 1476-1481.



↑ **Abb. 1.** Schematische Darstellung der Genexpression. Die DNA bildet das Ausgangsprodukt, die hier enthaltenen Informationen werden zunächst in RNA überschrieben (Transkription). Im Anschluss daran werden diese Informationen mit Hilfe der Ribosomen zu Proteinen übersetzt (Translation).

Proteine – übersetzt wird. Dieser Vorgang wird als Translation bezeichnet und von den sogenannten Ribosomen durchgeführt.

In pflanzlichen Mitochondrien findet man nur noch die Information für insgesamt 57 Gene, von denen 33 für Proteine kodieren. Im Laufe der mitochondrialen Evolution gingen die meisten der bakteriellen Vorläufer-Gene entweder verloren oder wurden in den Zellkern übertragen, wodurch kernkodierte Gene entstanden, deren Proteinprodukte für die mitochondrialen Funktionen wichtig wurden.² Um diese Proteine in die Mitochondrien zu transportieren, entwickelte sich im Laufe der Evolution eine Maschinerie für den Proteinimport. Darüber hinaus kommunizieren Mitochondrien und der Zellkern über retrograde Signale, also Signale von den Mitochondrien an den Zellkern, um die Expression kernkodierter mitochondrialer Gene in Abhängigkeit von der mitochondrialen Aktivität zu regulieren.

Die mitochondriale Genexpression ist ein komplexer Mechanismus, der bisher nur unzureichend verstanden wird. Allerdings weiß man, dass die Regulierung der Genexpression in

2 Vgl. José M. Gualberto / Kathleen J. Newton: Plant mitochondrial genomes: Dynamics and mechanisms of mutation, in: Annual Review of Plant Biology 68 (2017), S. 225–252.



← **Abb. 2.** Wachstumsvergleich von Wildtyp (links) und Pflanzen mit defektem DWEORG1 (rechts) mit vier Wochen alten Pflanzen.

den Mitochondrien durch Modifikationen der mRNA kommt, die als RNA-Prozessierung bezeichnet werden. In Pflanzen werden diese Schritte vor allem durch Proteine aus einer riesigen Protein-Familie der sogenannten *pentatricopeptide-repeat* Proteine – oder kurz PPR-Proteine – durchgeführt, von denen es in Pflanzen viele hundert gibt. Charakteristisch sind Blöcke von 35 Aminosäuren, die wiederholt vorkommen.³ Die Familie der PPR-Proteine unterteilt sich in zwei Klassen: die P- und die PLS-Klasse. Diese unterscheiden sich sowohl im Aufbau als auch in ihren Aufgaben, die sie übernehmen können. Im Gegensatz zur P-Klasse weist die PLS-Klasse einen diverseren Aufbau auf und es befinden sich dort zusätzlich enzymatische Domänen, die der P-Klasse fehlen. Man findet diese Proteine, wenn auch in deutlich geringerer Anzahl, auch beim Menschen, wo sie ähnliche Funktionen aufweisen. Der charakteristische Aufbau der PPR-Proteine, mit sich wiederholenden Blöcken von 35 Aminosäuren, die die Bindung an RNA-Moleküle sicherstellen, erlaubt es ihnen, spezifisch an eine Ziel-RNA zu binden, wodurch weitere Proteine rekrutiert oder direkt Modifikationen an der RNA durchgeführt werden können. Fallen diese Schritte weg, kommt es zu einer fehlerhaften Proteinsynthese oder diese bleibt komplett aus.

*

In unserer Arbeitsgruppe wurden zwei verschiedene PPR-Proteine – das POCO1 und DWEORG1 Protein – pflanzlicher Mitochondrien näher untersucht und charakterisiert. Bei Pflanzen, die POCO1 nicht mehr bilden können, ist ein früherer Blühzeitpunkt im Vergleich

³ Vgl. Alice Barkan / Ian Small: Pentatricopeptide repeat proteins in plants, in: Annual Review of Plant Biology 65 (2014), S. 415-442.

zum Wildtyp zu beobachten.⁴ Im Rahmen der hier vorgestellten Forschungsarbeit wurden allerdings Pflanzen untersucht, die das Protein DWEORG1 nicht mehr bilden können (Knock-out Pflanzen). Der Wegfall dieses Proteins führt zu einem verringerten Wachstum der sonst gesunden Pflanzen.

Aufgrund dieses Erscheinungsbildes wurde auch der Name für das Protein gewählt; denn Dwoerg ist das altenglische Wort für Zwerg. Dieser Wachstumsdefekt ist auf eine gestörte Proteinbiosynthese der Mitochondrien zurückzuführen, die durch das Fehlen von DWEORG1 bedingt ist.

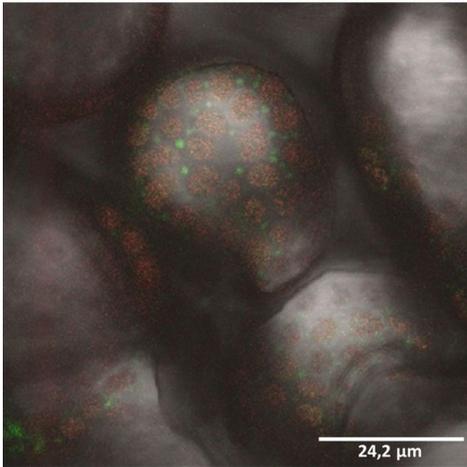
Bis vor einigen Jahren war man davon ausgegangen, dass PPR-Proteine ausschließlich an den RNA-Prozessierungsschritten beteiligt sind. 2019 wurde dann gezeigt, dass einige der P-Klasse Proteine als Bestandteil der mitochondrialen Ribosomen an der Regulierung der Genexpression in Mitochondrien beteiligt sind.⁵ Ribosomen bestehen stets aus zwei Untereinheiten: Einer großen und einer kleinen Untereinheit (LSU bzw. SSU). Beide stellen eine Kombination von bestimmten ribosomalen RNAs (rRNAs) und Proteinen dar, die man als Ribonukleoproteinkomplex bezeichnet.

Wie bereits eingangs erläutert, findet an den Ribosomen die Proteinbiosynthese und damit die sogenannte Translation statt, bei der mit Hilfe der transfer-RNAs (tRNAs), die Kodone der mRNA in eine korrespondierende Folge von Aminosäuren übersetzt werden. Spannend ist, dass es Hinweise gibt, dass die Ribosomen die Genexpression über den Prozess der Proteinbiosynthese regulieren können. Dies kann beispielsweise über die Ribosomendichte der mRNA (Translationseffizienz) geschehen. Bei der Proteinbiosynthese können sich mehrere Ribosomen gleichzeitig an verschiedenen Stellen einer mRNA befinden und parallel das gleiche Protein synthetisieren. Je mehr Ribosomen also an einer mRNA sitzen, desto höher ist deren Translationseffizienz, weil immer größere Proteinmengen gebildet werden. Die meisten Proteine, die vom pflanzlichen mitochondrialen Genom kodiert werden, üben Funktionen in der Atmungskette der Mitochondrien aus, die aus fünf großen Proteinkomplexen besteht, die letztlich für die Bildung von Adenosintriphosphat (ATP) – dem Energielieferanten aller Zellen – verantwortlich sind. Die restlichen Proteine bilden Bestandteile der Ribosomen oder dienen anderen mitochondrialen Prozessen. In der Regel weisen die mRNAs der Atmungskettenproteine eine höhere Translationseffizienz auf, als alle anderen mRNAs.⁶

4 Vgl. Hossein Emami / Frank Kempken: PRECOCIOUS1 (POC01), a mitochondrial pentatricopeptide repeat protein affects flowering time in *Arabidopsis thaliana*, in: *The Plant Journal* 100 (2019), S. 265-278.

5 Vgl. Florent Waltz u.a.: Small is big in *Arabidopsis* mitochondrial ribosome, in: *Nature Plants* 5 (2019), S. 106-117.

6 Vgl. Hanna Janska / Malgorzata Kwasniak: Mitoribosomal regulation of OXPHOS biogenesis in plants, in: *Frontiers in Plant Science* 5 (2014), S. 1-6.



← **Abb. 3.** Bild von Pflanzenzellen aufgenommen mit einem konfokalen Laser-Scanning Mikroskop. In Rot sind die Chloroplasten durch ihre Autofluoreszenz zu erkennen, in Grün die Mitochondrien (aufgrund des an das grün fluoreszierende Protein (GFP) gekoppelte DWEORG1).

*

In unserer Forschungsarbeit *The Ptype pentatricopeptide repeat protein DWEORG1 is a nonpreviously reported rPPR protein of Arabidopsis mitochondria* (Das P-Klasse *pentatricopeptide-repeat* Protein DWEORG1 ist ein bisher nicht beschriebenes rPPR-Protein in Arabidopsis Mitochondrien) wurde das mitochondrial lokalisierte P-Klasse PPR-Protein DWEORG1 identifiziert und gezeigt, dass es mit mitochondrialen Ribosomen in *A. thaliana* assoziiert ist. Für die Untersuchungen wurden Pflanzen verwendet, die nicht mehr in der Lage sind, das DWEORG1 Protein (Knock-out Pflanzen) zu bilden, und zum Vergleich unveränderte Pflanzen – man spricht hier vom Wildtyp. Knockout-Pflanzen zeigen eine globale Abnahme der mitochondrialen Translationseffizienz und eine signifikante Verringerung der mitochondrialen rRNA-Stabilität, was auf eine Destabilisierung der mitochondrialen Ribosomen hindeutet.

Zunächst zeigten wir, dass das DWEORG1 Protein in den Mitochondrien lokalisiert ist. Hierfür verwendeten wir eine künstliche Fusion von DWEORG1 mit dem grün fluoreszierenden Protein (GFP). Dieses Protein stammt aus der Qualle *Aequorea victoria* und fluoresziert bei Anregung mit blauem oder ultraviolettem Licht grün. Mit Hilfe eines konfokalen Mikroskops wurden grün leuchtende Mitochondrien nachgewiesen und damit der Aufenthaltsort von DWEORG1.

Typisch für ribosomale PPR-Proteine ist eine hohe Kopiezahl in den Mitochondrien. Während reguläre PPR-Proteine 1–20x pro Mitochondrion vorkommen, sind ribosomale PPRs etwa 440–2200-fach vorhanden. DWEORG1 besitzt etwa 930 Kopien pro Mitochondrion.⁷ Basierend

⁷ Vgl. Philippe Fuchs u.a.: Single organelle function and organization as estimated from Arabidopsis mitochondrial proteomics, in: Plant Journal 101 (2020), S. 420–441.

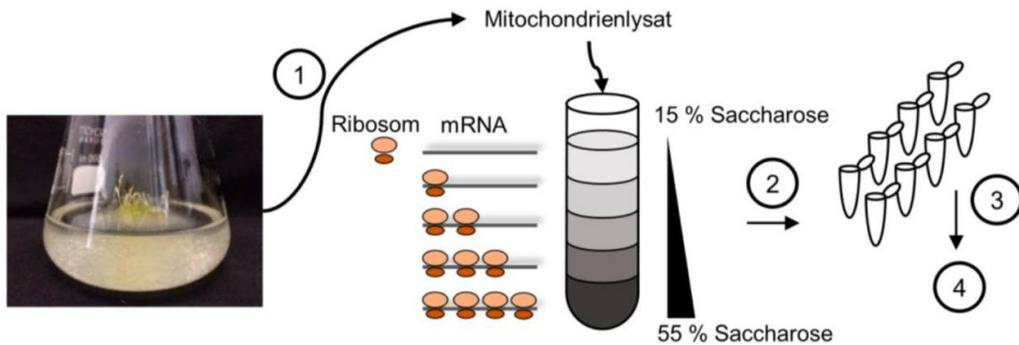
auf diesem Befund lag die Annahme nahe, dass auch DWEORG1 ein ribosomales PPR-Protein sein könnte. Daher haben wir eine Ribosomenprofilanalyse durchgeführt, bei der die Ribosomendichte der mRNAs der Knockout-Pflanzen sowie des Wildtyps bestimmt und in Relation zueinander gesetzt werden. Die Methode ist sehr kompliziert und wird nur von wenigen Spezialisten beherrscht, weshalb wir mit dem Labor von Dr. Hakim Mireau am INRA in Paris zusammengearbeitet haben. So waren wir in der Lage, die Translationseffizienz aller mitochondrialen mRNAs im Wildtyp und der Mutante miteinander zu vergleichen. Zusammenfassend stellten wir fest, dass für fast alle mitochondrial kodierten mRNAs in der Knockout-Pflanze eine Abnahme der Ribosomenbeladung der mRNAs vorliegt. Dabei fielen vier mRNAs besonders auf, deren translatierte Proteine Funktionen in der Atmungskette und den Ribosomen ausführen.

*

Ein direkter Nachweis der Bindung von DWEORG1 an die Ribosomen ist durch die schon Jahrzehnte alte Methode der Zucker-Dichtegradienten-Zentrifugation möglich. Hierfür schichtet man in einem Zentrifugenröhrchen unterschiedlich hoch konzentrierte Zuckerlösungen, die dadurch eine unterschiedliche Dichte aufweisen, vorsichtig aufeinander. Dann isoliert man die verschiedenen Zellbestandteile und gibt sie oben auf den Gradienten. Es folgt dann eine stundenlange Zentrifugation bei hoher Umdrehungszahl. Dabei wandern die Zellbestandteile im Gradienten an die Positionen, die ihrer eigenen Dichte entsprechen. Dies gilt auch für Ribosomen, die an eine mRNA gebunden sind. Bei mit den Ribosomen assoziierten Proteinen sollten diese in derselben Schicht wie die Ribosomen nachweisbar sein. Dieser Nachweis wurde für das DWEORG1 Protein erbracht, sodass wir von einer Assoziation mit den Ribosomen ausgehen. Zudem konnte mit dieser Methode bestätigt werden, dass eine geringere Translationseffizienz in den untersuchten Mitochondrien vorliegt. Die Dichte des mRNA-Ribosomen-Komplexes steigt mit der Anzahl der gebundenen Ribosomen an, sodass man diese dann in verschiedenen Schichten des Gradienten nachweisen kann.

Je höher die Dichte, desto weiter unten im Gradienten befinden sich RNA und daran gebundene Ribosomen. Bei einer hohen Translationseffizienz sollten sich demnach vor allem in den unteren Schichten Ribosomen nachweisen lassen, wohingegen bei einer geringeren Effizienz eine Verschiebung in die oberen Schichten erkennbar sein sollte. Letzteres zeigten wir für die Ribosomen in den Mitochondrien der Knock-out Pflanzen, wodurch die Ergebnisse der Ribosomenprofilanalyse noch einmal bestärkt wurden.

Diese ganz neue Erkenntnis zeigt, dass es sich bei dem Protein DWEORG1 um einen variablen Teil der Ribosomen handelt und untermauert die Hypothese der Heterogenität der mitochondrialen Ribosomen, die eine hochdynamische Zusammensetzung der mitochondrialen



↑ **Abb. 4.** Beispielhafte Darstellung (schematisch) der Auftrennung von mRNAs, die mit einer unterschiedlichen Anzahl von Ribosomen beladen sind. 1: Isolierung der Mitochondrien aus Pflanzenmaterial (sterile Wurzelkulturen); 2: Trennung der einzelnen RNA-Ribosomen-Komplexe über einen Zucker-Dichte-Gradienten; 3 und 4: Entnahme der einzelnen Fraktionen und Untersuchung dieser mit molekularbiologischen Methoden.

Translationsmaschinerie vorhersagt.⁸ Unterschiedlich zusammengesetzte Ribosomen ermöglichen eine Regulierung der Proteinbiosynthese unter verschiedenen Umweltbedingungen, während verschiedener Entwicklungsstadien oder in verschiedenen Geweben. Tatsächlich hat man in *A. thaliana* schon früher nachgewiesen, dass sich die Zusammensetzung der mitochondrialen Ribosomen in Fruchtblättern und Blättern unterscheidet.⁹

Eine weitere Hypothese – die sogenannte Ribosomen-Filterhypothese – besagt, dass Ribosomen nicht nur der passive Ort für die Translation sind, sondern diese und damit auch die Genexpression regulieren, indem sie als Reaktion auf verschiedene physiologische Bedingungen und verschiedene Entwicklungsstadien nur bestimmte mRNAs für die Translation auswählen.¹⁰ Die dynamische Zusammensetzung der Ribosomen macht im Hinblick auf diese Hypothese sehr viel Sinn, da unterschiedliche ribosomale Proteine unter verschiedenen Bedingungen wichtig für die Expression unterschiedlicher Gene sein können. Ein Prozess in pflanzlichen Mitochondrien, der bereits nachweislich über die Proteinsynthese reguliert wird, ist die Biogenese der Atmungsketten-Komplexe. Auch DWEORG1 scheint eine solche regulierende Rolle in den mitochondrialen Ribosomen zu spielen. Die Heterogenität der Ribosomen wäre eine gute Erklärung für die milden Auswirkungen des Fehlens von DWEORG1 in den Knock-

⁸ Vgl. Jos H.M. Schippers / Bernd Mueller-Roeber: Ribosomal composition and control of leaf development, in: Plant Science 179 (2010), S. 307–315.

⁹ Vgl. Debra J Skinner u.a.: The Arabidopsis HUELLENLOS gene, which is essential for normal ovule development, encodes a mitochondrial ribosomal protein, in: The Plant Cell 13 (2001), S. 2719–2730.

¹⁰ Vgl. Pedro Robles / Victor Quesada: Emerging roles of mitochondrial ribosomal proteins in plant development, in: International journal of molecular sciences 18 (2017), S. 1–12.

out-Pflanzen, denn eine variable Zusammensetzung der Ribosomen stellt deren Funktion auch dann noch sicher, wenn ein einzelnes ribosomales Protein fehlt.

Zusammenfassend kann man sagen, dass die Erkenntnisse der hier vorgestellten Forschungsarbeit das Wissen um die Translation in pflanzlichen Mitochondrien erweitert haben und dass unsere Ergebnisse sowohl die Ribosomen-Filterhypothese als auch die Hypothese der Heterogenität stützen.

Autor*innen

Dr. Stefanie Grüttner ,

geboren 1987 in Hildesheim, Master of Science 2013, Studium der Biologie in Kiel, Promotion 2021 an der Universität Kiel. Seit 01/2022 wissenschaftliche Mitarbeiterin (Postdoktorandin) in Kiel.

E-Mail: sgruettner@bot.uni-kiel.de

Prof. Dr. Frank Kempken ,

geboren 1960 in Moers, 1985 Diplom an der Ruhr-Universität Bochum, 1988 Promotion, von 1989–1990 Post-Doc in Gainesville (USA), Habilitation 1996 an der Ruhr-Universität Bochum, Universitäts-Professor in Kiel seit Oktober 2001.

E-Mail: fkempken@bot.uni-kiel.de

 **Open Access** // Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

CRISPR/Cas als Werkzeug in der Resistenzzüchtung

— Unsere Landwirtschaft steht momentan vor großen Herausforderungen. Die Aufgabe, genug Nahrungsmittel für die stetig wachsende Weltbevölkerung zu produzieren, wird durch den fortschreitenden Klimawandel und sich ausbreitende Pflanzenkrankheiten zunehmend erschwert. Damit kommt der Pflanzenzüchtung eine besondere Rolle zu, welche sich nun durch Genom-Editing (GE) beschleunigen lässt. Der Vorteil dieser neuen Gentechnik liegt auch darin, dass nicht mehr zwingend transgene Pflanzen erzeugt werden, welche dann eindeutig gentechnisch veränderte Organismen (GVOs) wären und in Europa besonders streng reguliert würden. Die europäische Kommission schlug daher am 5. Juli 2023 vor, die Ausnahmeregeln für die Mutationszüchtung um die Neuen Mutagenese/Genomischen Techniken (NMT/NGT) zu erweitern. Das bedeutet, dass auch durch die Genschere CRISPR/Cas erzeugte Mutationen von der strengen GVO Regulierung ausgenommen werden sollen. Grund genug also einmal genauer zu schauen, was diese im Jahre 2020 mit dem Nobelpreis für Chemie ausgezeichnete Methode zu leisten im Stande ist.

Züchtung resistenter Kulturpflanzen

In der Landwirtschaft kommt es gerade zu großen Veränderungen, da der Schwund der Artenvielfalt auf den exzessiven Einsatz chemischer Mittel zur Ertragssteigerung zurückgeführt wird, ebenso wie die Nitrat-Belastung des Grundwassers auf Überdüngung der zurückliegenden Jahrzehnte. Die Politik versucht nun, mit Maßnahmen wie sie in der ›Ackerbaustrategie 2035‹, der ›Farm-to-Fork‹-Strategie oder dem ›Green Deal‹ beschrieben sind gegenzusteuern. Ein weitgehender Verzicht auf Pestizide und Mineraldünger wird aber unweigerlich zu einem Zielkonflikt führen, genug Nahrung für alle Menschen in wirtschaftlicher Weise produzieren zu können. Neben einer Anpassung unserer Ernährungsgewohnheiten und der Agrarproduktionssysteme ist die Züchtung stressresilienter Kulturpflanzen eine der wenigen verbliebenen Möglichkeiten dafür zu sorgen, dass die Erträge auch in Zukunft für unsere Ernährung und

Rohstoffproduktion ausreichen. Pflanzen können sowohl unter abiotischem Stress (wie Kälte, Hitze, Trockenheit, Überflutung, Versauerung oder Versalzung) als auch unter biotischem Stress (wie Viren, Bakterien, Pilze oder Schadinsekten) leiden, wodurch jedes Jahr ein bedeutender Anteil der maximal möglichen Ernten verloren geht. Mit Beginn des Ackerbaus wählte der Mensch Kulturpflanzen für den Anbau und die Weitervermehrung aus, welche ein höheres Ertragspotential auswiesen und bekömmlicher waren, also gut schmeckten. In dieser Selektion durch den Menschen liegen bereits einige Zielkonflikte (sogenannte ›Trade-Offs‹) begründet, von denen ich hier zwei Beispiele kurz vorstellen möchte:

1. Ganz allgemein wurde durch Bewässerung und Drainage der Anbaufelder eine Umwelt geschaffen, in der unsere Kulturpflanzen im Laufe ihres Lebens kaum noch mit Trockenperioden konfrontiert wurden, so dass sie quasi ›verlernten‹, sich wie ihre wilden Vorfahren an solche Gegebenheiten anzupassen. Das bedeutet, dass unsere Kulturpflanzen eigentlich nur in der Obhut des Menschen ihr volles Ertragspotential entfalten können, aber unter natürlichen Bedingungen nicht mehr besonders konkurrenzfähig sind. Verstärkt wurde diese Problematik dadurch, dass der Mensch auch Nährstoffe (Düngemittel) zur Verfügung stellte und Schutz bot vor konkurrierenden ›Unkräutern‹ (Ausjäten ebendieser und später ihre Vernichtung durch Herbizide) oder verschiedenen Schädlingen (Einsatz von Pestiziden und Insektiziden), wodurch diese Pflanzen völlig auf den Ertrag hin optimiert werden konnten.
2. Konkret hier ein Beispiel am Raps (*Brassica napus*), einer noch jungen Kulturart hervorgegangen aus einer Hybridisierung zwischen Rübsen (*Brassica rapa*) und Wildkohl (*Brassica oleracea*), dessen Öl erst durch Züchtung auf Linien mit stark verringerten Gehalten an Erucasäure und Glucosinolaten (›00-Raps‹) konsumierbar wurde. Der Fokus auf dieses Merkmal führte nämlich dazu, dass der ohnehin schon kleine Genpool des Raps noch weiter eingeeengt wurde und durch den Verlust der Glucosinolate ging zudem ein natürlicher Fraßschutz gegen Insekten verloren.

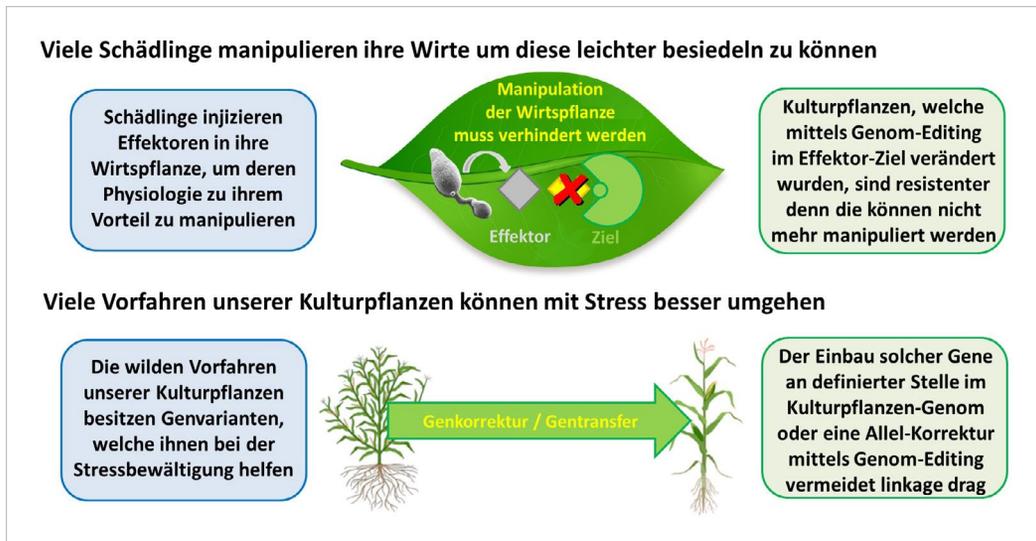
Wenn man nun die Widerstandsfähigkeit der Kulturpflanzen stärken möchte, könnte man sich an nahe verwandten Vorläufern unserer Kulturpflanzen (Crop Wild Relatives – CWR) orientieren, die sich ein Merkmal wie Stress-Toleranz oder Resistenz noch erhalten haben. Sind die CWR noch mit den Kulturpflanzen kreuzbar, ist eine Übertragung ihrer Gene für solche Merkmale züchterisch möglich (Cisgenese). Ein Einkreuzen dieser Merkmale in Elitematerial kann dann aber auch dazu führen, dass andere dem Züchter ebenfalls wichtige Eigenschaften verloren gehen (sogenannter ›linkage drag‹) und oft ist der verfügbare Genpool auch zu klein, um diesen langwierigen Weg erfolgreich zu beschreiten. Mit den NMT wird nun auch die Übertragung einzelner CWR Gene in freie, also Gen-leere Regionen (›Safe Harbor‹) der Kulturpflanzen möglich. Auf diese Weise können nun frühere negative Nebeneffekte durch die Zu-

fallsintegration solcher CWR Gene in andere bereits vorhandene Gene (so durch den Einsatz der Genfahre *Agrobacterium tumefaciens*) vermieden werden. Um aber jedwede GVO-Diskussion zu vermeiden wird oft versucht, durch zufällige künstliche Mutagenese (chemisch induziert oder durch Strahlung) neue interessante Phänotypen zu erzeugen, auch hier immer mit der Gefahr, dass dabei bereits vorhandene positive Eigenschaften verloren gehen könnten. Um all die unerwünschten Begleit-Mutationen durch die Zufallsmutagenese wieder zu entfernen, muss daher zeitaufwändig mehrfach mit Elitematerial rückgekreuzt werden. Beim Raps wird es noch komplizierter, weil dieser – wie viele andere Hybridisierungen – ein komplexes Genom mit mindestens vier Kopien eines jeden Gens besitzt. Einen neuen Phänotyp durch Mutation zu erzeugen ist also theoretisch nur möglich, wenn jede Kopie des Gens von Interesse durch Mutation verändert wurde, was durch puren Zufall kaum zu erreichen ist. Und im Prinzip geht durch solche Zufallsmutagenese auch meist ein Funktionsverlust des Zielgens einher, was aber trotzdem einen positiven Effekt haben kann (siehe unten).

In der Resistenzzüchtung gegen Schädlinge ist es nämlich oft so, dass viele Erreger ihre Wirte mit Hilfe von sogenannten Effektoren (das können DNA-Abschnitte, kleine RNAs, Proteine oder auch Metabolite sein) manipulieren. Wir beschäftigen uns im Institut für Phytopathologie in der Agrar- und Ernährungswissenschaftlichen Fakultät mit den zellulären Grundlagen dieser Interaktionen zwischen Wirt und Pathogen, und die Identifizierung eines Effektor-Ziels im Wirt macht dieses zu einem interessanten Kandidaten für die Züchtung. Verändert man beispielsweise das Effektor-Ziel durch Mutation (im besten Fall auf eine Art und Weise, dass seine natürliche Funktion für die Pflanze erhalten bleibt und so Trade-Offs vermieden werden), verliert der Erreger hierdurch eine Möglichkeit, seine Wirtspflanze zu seinen Gunsten zu manipulieren – die Kulturpflanze wird resistenter.¹ Ein erster Test, ob ein solches Zielgen wirklich für die Anfälligkeit der Pflanze verantwortlich ist, erfolgt allerdings meist durch einen Versuch, in welchem das Gen komplett ausgeschaltet wird (Gen-Knock-Out – KO), weil dies einfacher ist und in der Wissenschaft standardmäßig genutzt wird, um die Genfunktion zu bestimmen. Solche Kandidatengene kann man auch durch ›Funktionale Genomik‹ (eine Kombination aus Genomics und Transcriptomics) identifizieren, welche während der Interaktion zwischen Wirtspflanze und Erreger angeschaltet werden (wie Abwehrgene oder Anfälligkeitsgene). Auch bei der Suche in den wilden Vorfahren unserer Kulturpflanzen kann man fündig werden, wenn dort während abiotischem oder biotischem Stress Gene angeschaltet werden, welche dann der Pflanze bei der Stressbewältigung helfen (Abb. 1).

Die Identifizierung und Charakterisierung geeigneter Zielgene ist damit die Grundvoraussetzung, um sie in der Resistenzzüchtung einzusetzen. Zum einen könnte man ein solches Gen direkt in die Kulturpflanze einbringen – aber wenn es sich dabei um artfremde DNA han-

1 Vgl. Dirk Schenke/Daguang Cai: Applications of CRISPR/Cas to improve crop disease resistance – beyond inactivation of susceptibility factors, in: *iScience* 23(9) (2020), <https://doi.org/10.1016/j.isci.2020.101478>.



↑ **Abb. 1.** Strategien zur Erzeugung stressresistenter Kulturpflanzen.

delt, wäre das ›Produkt‹ am Ende eindeutig ein GVO, wie man sie in den EU-Rechtsvorschriften über genetisch veränderte Organismen aus dem Jahre 2001 definiert hat. Ein aktuelles Beispiel ist momentan trockenstressresistenter Weizen mit dem HB4-Gen aus der Sonnenblume, welcher 2020 in Argentinien für den Anbau zugelassen wurde und eine 40-prozentige Ertragssteigerung unter Trockenstressbedingungen ermöglicht. Ein berühmtes Beispiel zur Erzeugung einer rezessiven Resistenz gegen Mehltau wäre die Mutation des Gens ›MLO‹, welches bereits in unterschiedlichen Kulturpflanzen (Gerste, Weinrebe, Gurke, Tomate und Weizen) zu einer stabilen/lang-anhaltenden Resistenz gegen diesen pilzlichen Erreger führte.² Da es sich aber bei MLO um einen Negativ-Regulator der pflanzlichen Abwehr handelt, haben die Pflanzen leider als Trade-off einen 5 bis 15 Prozent geringeren Ertrag.³

2 Vgl. Stefano Kusch / Ralph Panstruga: *mlo*-Based Resistance: An Apparently Universal ›Weapon‹ to Defeat Powdery Mildew Disease, in: *Mol Plant Microbe Interact* 30 (2017), 179–189, <https://doi.org/10.1094/MPMI-12-16-0255-CR>.

3 Vgl. Stefano Pavan u.a.: Loss of susceptibility as a novel breeding strategy for durable and broad-spectrum resistance, in: *Mol Breed* 25 (2010), 1–12, <https://doi.org/10.1007/s11032-009-9323-6>. – J. K. M. Brown/J. C. Rant: Fitness costs and trade-offs of disease resistance and their consequences for breeding arable crops, in: *Plant Pathology* 62(2013), 83–95, <https://doi.org/10.1111/ppa.12163>.

Zielgerichtete Mutagenese mittels CRISPR/Cas

Diese zu den Neuen Mutagenese Techniken (NMT) gehörende Methode erlaubt in nie dagewesener Präzision an genau definierten Stellen Mutationen/Genveränderungen herbeizuführen. Das Besondere ist aber auch, dass man mit CRISPR/Cas nun in der Lage ist, gleich alle Kopien eines Zielgens oder sogar mehrere Zielgene auf einmal zu modifizieren, was einer enormen Zeitersparnis gleichkommt. In den letzten Jahren wurden innerhalb kürzester Zeit gleich zwei Gen-Scheren entwickelt, welche gezielte Mutagenese ermöglichen (TALEN und CRISPR/Cas9). Beide Systeme erkennen eine ausreichend große (20 bp) und damit genau genug definierte Stelle im Genom, an welcher dann die DNA geschnitten wird, so dass es dort zu einem Doppelstrangbruch (DSB) kommt.⁴ Wenn dieser repariert wird, entstehen oft Fehler und damit Mutationen, wie dies auch unter natürlichen Bedingungen passieren könnten. Weil die CRISPR/Cas9-Schere aber billiger und leichter zu programmieren ist, als die TALEN-Schere, wurde letztere schon bald aus den meisten Laboren verdrängt. Damit ist es nun relativ leicht, auch Kulturpflanzen mit sehr komplexen Genomen zu bearbeiten und so konnten beispielsweise alle sechs MLO-Genkopien im Weizen mutiert werden, um diesen weniger anfällig gegenüber Mehltau zu machen.⁵ Dabei funktioniert CRISPR/Cas denkbar einfach, wie hier am Beispiel von Cas9 dargestellt werden soll.

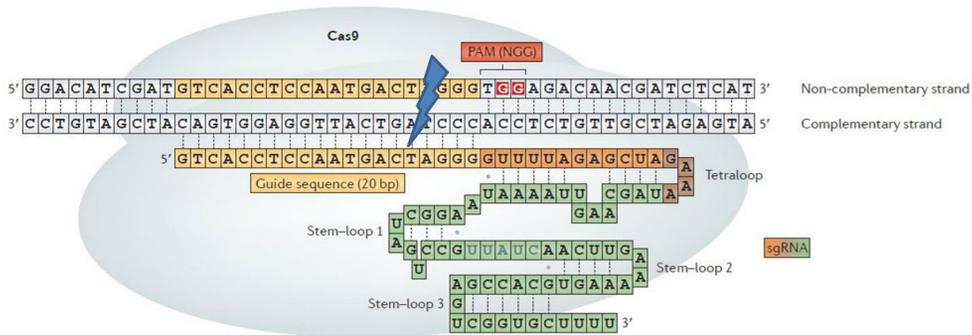
Das bakterielle Cas-Protein (die eigentliche Gen-Schere, hier Cas9) interagiert mit einer kleinen Lotsen-RNA (single guide RNA – sgRNA), welche eine 20 bp lange DNA-Sequenz passend (komplementär) zur Zielstelle im Genom trägt und so die Genschere genau dorthin dirigieren kann. Diese sgRNA kann leicht im Labor für jede Zielsequenz programmiert werden und richtet sich nach dem Vorbild jener RNA-Moleküle, welche Bakterien in der sogenannten CRISPR-Region (Clustered Regularly Interspaced Short Palindromic Repeats) kodieren, um sich beispielsweise gegen eindringende Viren zu schützen. Dabei muss neben der Zielsequenz noch eine Prüfsequenz (Protospacer Adjacent Motif – PAM) vorliegen und 3 bp neben dieser PAM erfolgt dann der DSB, an dessen Stelle dann durch fehlerhafte Reparatur eine Zufallsmutation entsteht (Abb. 2).

Wir haben an der Agrar- und Ernährungswissenschaftlichen Fakultät durch Funktionale Genomik einige Kandidatengene für Anfälligkeitsfaktoren in der Raps-*Verticillium*-Interaktion identifiziert und zunächst KO-Mutanten in der mit Raps verwandten Modellpflanze *Arabidopsis thaliana* bestellt. Zeigten diese eine verringerte Anfälligkeit gegenüber dem bodenbürtigen Schadpilz *Verticillium longisporum*, wurde das entsprechende Gen im Raps mit CRISPR/Cas9

4 Vgl. Jennifer Doudna/Emmanuelle Charpentier: Genome editing. The new frontier of genome engineering with CRISPR-Cas9, in: Science 346 (6213) (2014), <https://doi.org/10.1126/science.1258096>.

5 Vgl. Yanpeng Wang u.a.: Simultaneous editing of three homoeoalleles in hexaploid bread wheat confers heritable resistance to powdery mildew, in: Nature Biotechnology 32 (2014), 947–951, <https://doi.org/10.1038/nbt.2969>.

1. Komponente (immer gleich): das Cas9-Protein



2. Komponente (variabel): die sgRNA

Doppelstrangbruch (DSB)

↑ **Abb. 2.** Aufbau der Genschere CRISPR/Cas. Das Cas-Protein (hier Cas9) wird durch die programmierbare sgRNA an die Zielstelle im Genom gelotst, wo es einen Doppelstrangbruch hervorruft, welcher in diesem Fall zu einer zufälligen Mutation an dieser Stelle führt. Darstellung auf Grundlage von Fig. 4b aus: Hyongbum Kim/Jin-Soo Kim: A guide to genome engineering with programmable nucleases, in: Nat Rev Genet 15 (2014), 321–334, <https://doi.org/10.1038/nrg3686>.

ausgeschaltet.⁶ Im Falle des Gens *CRT1a* haben wir im Gewächshausversuch keinen negativen Einfluss auf den Ertrag feststellen können, was aber noch in einem Feldversuch zu überprüfen wäre.

Dann würde sich auch zeigen, ob der Verlust zweier (von insgesamt vier) *CRT1a* Gen-Loci unter natürlichen Bedingungen mit noch unbekanntem Trade-Offs behaftet ist. Erschwert werden solche Feldversuche allerdings durch die gegenwärtige Gesetzeslage in der EU, aber auch durch die Tatsache, dass das Konstrukt mit der Genschere noch nicht 100-prozentig aus den Raps-Mutanten entfernt wurde, was wir durch eine Genomsequenzierung mittels PacBio-Technik leider feststellen mussten.⁷

6 Vgl. Dirk Schenke/Daguang Cai: Phytohormone crosstalk in the host-Verticillium interaction, in: Plant signaling & behavior 15 (2020), <https://doi.org/10.1080%2F15592324.2020.1803567>. – Michael Pröbsting u.a.: Loss-of-function of CRT1a (Calreticulin) reduces susceptibility to Verticillium longisporum in both *Arabidopsis thaliana* and oilseed rape (*Brassica napus*), in: Plant Biotechnology Journal, 18 (2020), 2328–2344, <https://doi.org/10.1111/pbi.13394>.

7 Vgl. Meldung: Ministerium fördert Forschungsprojekt zu Nachweisverfahren genomeditierter Pflanzen (11.12.2020), in: Webseite Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft, <https://www.bmel.de/SharedDocs/Meldungen/DE/Presse/2020/201211-forschung.html> [30.10.2023].

→ **Abb. 3.** Ergebnis des Funktionsverlusts durch Mutation am CRT1a-Lokus in Raps (oben) und durch T-DNA Insertion in der verwandten Modellpflanze *Arabidopsis* (unten). Man sieht, dass eine starke künstliche Infektion im Gewächshaus die ursprünglichen Kontroll-Pflanzen (Wildtyp) stark im Wachstum beeinträchtigt, ja sogar zum Absterben bringen kann, während die Mutanten die Infektion überstanden haben. Darstellung auf Basis von Fig. 1 u. 5 aus: Pröbsting u.a. 2020 (wie Anm. 6), veröffentlicht unter der Lizenz [CC BY-NC-ND 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/).



Es gibt sogar bereits eine CRISPR/Cas-Mutation, welche Reis resistenter gegenüber zwei Schadinsekten macht, aber diese Pflanzen haben als Trade-Off einen geringeren Ertrag.⁸ Idealer wären also Ansätze, in denen man die Genschere gar nicht erst als DNA-Konstrukt in die Pflanze bringt, sondern einen Protein-RNA Komplex (Ribonucleoproteine – RNP) verwendet und die Ziel-Gene in der Kulturpflanze lediglich ›korrigieren‹, statt ausschalten würde. Auf diese Weise ließe sich beispielsweise eine Gen-Version aus Wildpflanzen ›nachahmen‹, wie es bereits in der Modellpflanze *Arabidopsis thaliana* gelungen ist um eine Virusresistenz zu erzeugen.⁹ Damit wären die erhaltenen Pflanzen Transgen-frei und auch unliebsame Trade-Offs wären nicht zu erwarten. Aber um solche ›naturidentischen‹ Gen-Varianten nachzuahmen, müssten gezielte Aminosäureaustausche im codierten Protein erfolgen oder regulatorische Elemente in der Steuerungsregion eines Gens (›Promotor‹) kopiert werden, was durch die Zufallsmutagenese mittels CRISPR/Cas9 nicht möglich ist. Allerdings ist eine erste Lösung durch ›echtes‹ Genom-Editing mit sogenannten ›Prime-Editoren‹ bereits in Sicht.

⁸ Vgl. Hai-Ping Lu u.a.: Resistance of rice to insect pests mediated by suppression of serotonin biosynthesis, in: Nat Plants. 4(2018), 338-344, <https://doi.org/10.1038/s41477-018-0152-7>.

⁹ Vgl. Anna Bastet/Christophe Robaglia/Jean-Luc Gallois: eIF4E Resistance: Natural Variation Should Guide Gene Editing, in: Trends in Plant Science 22 (2017), 411-419, <https://doi.org/10.1016/j.tplants.2017.01.008>.

Genom-Editing mittels Prime-Editoren

Seit der Erstbeschreibung von CRISPR/Cas9 hat sich der molekulare ›Werkzeugkasten‹ mit den verfügbaren Genscheren ständig erweitert. Mit Cas12a gibt es beispielsweise auch eine DNA-Schere, welche versetzt schneidet oder Cas13a, welche statt DNA mRNA schneiden kann. Die aber wahrscheinlich wichtigste Weiterentwicklung stellt seit 2019 wohl ›Prime Editing‹ dar, welches auf einem stark modifiziertem Cas9-Protein beruht.¹⁰ Hier wurde das Cas9-Protein an einer Stelle so mutiert, dass kein DSB mehr erfolgt, sondern nur noch ein Einzelstrangbruch (Nickase), an welchem sich die verlängerte sgRNA (prime editing guide RNA – pegRNA) anlagern kann. Diese enthält die gewünschte Mutation (grün in Abb. 4) und dient als Matritze für eine Reverse Transkriptase, welche an die Nickase fusioniert wurde. Diese Reverse Transkriptase kann dann von der so entstandenen künstlichen ›Primer-Bindestelle‹ (PBS) den geschnittenen DNA-Strang verlängern und dabei die Wunsch-Mutation einbauen. Nachdem der Einzelstrangbruch repariert wurde, gibt es einen modifizierten und einen originalen Strang und es besteht eine 50:50 Wahrscheinlichkeit, dass der ungeschnittene Originalstrang anhand der gegenüberliegenden Modifikation repariert wird, so dass beide Stränge wieder komplementär zueinander sind (Abb. 4). Mit Prime-Editing können bis zu 44 bp inseriert, und bis zu 80 bp deletiert werden.¹¹ Dies ist damit ausreichend, um alle gewünschten DNA-Änderungen bis maximal 20 bp herbeizuführen, wie es von der EU Kommission als Ausnahmeregelung vorgeschlagen wurde.

Damit sollte es also möglich werden, gezielt Aminosäuren auszutauschen und so beispielsweise zu verhindern, dass Effektor-Proteasen wichtige Abwehrproteine der Pflanze spalten¹² oder ganz klassisch durch Stopp-Codone und definierte Frame-Shift Mutationen einen Gen-KO von Anfälligkeitsfaktoren herbeizuführen. Vorhandene Gene unter bestimmten Stressbedingungen an- oder abzuschalten, kann durch kleine Veränderungen im Promotor-Bereich erfolgen, wenn dort Bindestellen für Transkriptionsfaktoren eingefügt oder entfernt werden, so dass beispielsweise auch bakterielle TAL-Effektoren nicht mehr pflanzliche Anfälligkeitsgene aktivieren können.¹³ Da einige Pilze kleine RNAs (small RNA – sRNA) für Cross-Kingdom RNAi einsetzen und so die Expression pflanzlicher Abwehrgene verhindern, kann durch den degenerierten genetischen Code die Bindestelle dieser sRNAs so abgewandelt

10 Vgl. Andrew V. Anzalone u.a.: Search-and-replace genome editing without double-strand breaks or donor DNA, in: *Nature* 576 (2019), 149–157, <https://doi.org/10.1038/s41586-019-1711-4>.

11 Vgl. Gue-Ho Hwang u.a.: PE-Designer and PE-Analyzer: web-based design and analysis tools for CRISPR prime editing, in: *Nucleic acids research* 49 (2021), W499–W504, <https://doi.org/10.1093/nar/gkab319>.

12 Vgl. Lei Li : Activation-Dependent Destruction of a Co-receptor by a *Pseudomonas syringae* Effector Dampens Plant Immunity, in: *Cell host & microbe* 20 (2016), 504–514, <https://doi.org/10.1016/j.chom.2016.09.007>.

13 Vgl. Ricardo Oliva u.a.: Broad-spectrum resistance to bacterial blight in rice using genome editing, in: *Nat Biotechnol* 37(2019), 1344–1350, <https://doi.org/10.1038/s41587-019-0267-z>.

nik auf enzymatische Weise Transgen-freie Mutanten erzeugt werden können, welche sich nicht von auf natürliche oder andere Weise entstandenen Mutanten unterscheiden lassen. Man ist zwar in der Lage, eine bekannte Mutation in geringsten Saatgutbeimischungen mittels Amplikon-Tiefensequenzierung zu detektieren, wie wir in einer 2023 abgeschlossenen Machbarkeitsstudie gezeigt haben,¹⁵ aber einen gerichtsfesten Nachweis zum Ursprung der Mutationen (Event Identifikation) konnten wir nicht erbringen. Dies wäre aber eine Voraussetzung, um die durch NMT/NGT erzeugten Pflanzen wie GVOs regulieren zu können. Eine PAM in direkter Nähe zur Mutation stellt jedenfalls keinen Beweis für eine künstliche Mutation dar, da es in den Pan-Genomen viele natürliche DNA Polymorphismen neben solchen PAM-Sequenzen zu entdecken gibt und inzwischen auch CRISPR/Cas-Systeme existieren, die ganz ohne eine PAM auskommen.

Mutationen in einer DNA-Sequenz unserer Kulturpflanzen stellen selbst keine Gefahr für die menschliche Gesundheit dar, wir nehmen sie ja bereits täglich mit unserer Nahrung auf, die während der Verdauung in ihre Einzelteile zerlegt wird. Nur wenn diese Mutationen beispielsweise eine Veränderung im Metaboliten-Spiegel bewirken oder allergene Proteine entstehen, besteht überhaupt die Möglichkeit, dass das Produkt für einige Bevölkerungsteile nicht geeignet sein könnte. Wird etwa der Gamma-Amino-Buttersäure (GABA)-Gehalt erhöht, wie es bei der bereits für den Markt in Japan zugelassenen Tomate ›Sicilian Rouge High GABA‹ von Sanatech Seed der Fall ist, werden eher positive Wirkungen von den erhöhten Metaboliten-Konzentrationen erwartet, wie wohl auch für die meisten Vitamingehalte.

Da Genom-editierte, aber Transgen-freie Pflanzen in vielen Ländern bereits von der GVO Regulierung ausgenommen sind, werden diese oder ihre Produkte über kurz oder lang auch nach Europa kommen – ohne dass diese gekennzeichnet wären. Entscheidend für den Anbau in der EU dürfte der Nachweis werden, dass diese Pflanzen tatsächlich Transgen-frei sind, was durch die immer erschwinglicher werdenden Genom-Sequenzierungen auch für kleinere Züchter bezahlbar sein sollte. Damit könnten in Zukunft auch ökonomisch weniger bedeutsame Zwischenfrüchte dem Klimawandel oder Schädlingsdruck angepasst werden, so dass es durch erweiterte Fruchtfolge-Optionen zu mehr Abwechslung auf dem Acker kommt. Insbesondere die Fähigkeit, längere Trockenperioden zu überstehen, wird entscheidend sein, um die landwirtschaftlichen Erträge aller Kulturen abzusichern. Trotzdem gibt es Widerstand gegen die geplante De-Regulierung der neuen Mutagenese Techniken. Viele Gegen-Argumente entpuppen sich bei näherem Hinsehen allerdings als Scheinargumente oder adressieren ganz andere Problematiken, wie anhand von [Tabelle 1](#) verdeutlicht wird und die dem Leser bei der eigenen Meinungsbildung behilflich sein soll.

15 Vgl. Ye 2023 (wie Anm. 6).

Tab. 1: Argumente, die oft gegen eine Deregulierung von Genom-editierten Pflanzen ins Feld geführt werden.

#	Argument	Entkräftung
1	Die neue Technik ist noch zu wenig erforscht und daher riskant.	Ungerichtete Mutagenese-Techniken werden schon fast 100 Jahre verwendet, um Pflanzen neue Eigenschaften zu verleihen und werden nicht reguliert. Mit GE kann nun viel präziser ein einzelner Genort verändert werden, ohne gleich das ganze Genom in Mitleidenschaft zu ziehen, was im Endeffekt viel sicherer ist, als viele weitere, aber völlig unbekannte Mutationen zu riskieren.
2	Damit wird das Vorsorgeprinzip ausgehebelt.	Bei einem Wechsel von einer Prozess-bezogenen hin zu einer Produkt-basierten Bewertung kann dem Vorsorgeprinzip viel sinnvoller Rechnung getragen werden, da jetzt die Veränderungen viel besser definiert sind, als es mit der ungerichteten Mutagenese der Fall war.
3	Schädlinge passen sich neuen, durch Gentechnik erzeugten Resistenzen an und die Schutzwirkung geht schnell verloren.	Das ist im Falle von einigen Resistenzgenen zwar so, aber rezessive Resistenz ist deutlich stabiler. Züchtung ist ein immerwährender Prozess und kann den Pflanzen bei der Anpassung einen zeitlichen Vorteil verschaffen.
4	Der Landwirt weiß ja gar nicht, welche Probleme in der kommenden Anbauperiode auftreten, also nützt die neue Gentechnik nichts.	Das Klima wird immer unvorhersehbarer und es ist besser, eine Pflanze anzubauen, die im Falle von Trockenheit oder Schädlingsbefall noch ein gewisses Ertragspotential garantiert, statt einen Totalausfall zu riskieren.
5	Die Biobauern müssen wissen, was im Saatgut drin ist, das der Nachbar anbaut. Wenn sie das nicht wissen, müssen sie selbst Vorsorge treffen und das wird den Ökolandbau erheblich verteuern. Kontrollsysteme aufbauen, Untersuchungen machen - das ist eindeutig etwas, was zu Lasten des ökologischen Landbaus geht.	Bei einer eventuellen Kreuzkontamination wird der Anteil mutierter DNA höchstwahrscheinlich weit unter den gesetzlich vorgeschriebenen Höchstwerten liegen, wobei ein Nachweis noch kein Beweis darstellen würde, dass diese Mutation nicht auf natürliche Weise im Feld des Biobauern entstanden ist, weshalb das Nebeneinander von Öko- und konventionellem Landbau nicht gefährdet sein sollte. Gerade der Ökolandbau könnte auch von resistenteren Sorten profitieren, da hier ja keine Chemie eingesetzt werden darf und Wasser überall knapp sein wird.
6	Ein Gen zu mutieren oder komplett auszuschalten kann die Fitness der Nutzpflanze / den Ertrag mindern.	Das ist richtig und darum sollte auch in Feldversuchen untersucht werden, ob durch die Veränderung Trade-Offs entstanden sind, welche einen negativen Einfluss auf den Ertrag oder die Qualität haben. Nur wenn es aus landwirtschaftlicher Sicht Sinn macht, werden diese Pflanzen später auch für den Markt angebaut.
7	Die neue Technik ermöglicht den Einsatz von Herbizid-Resistenzen, stärkt damit die Marktmacht der Großkonzerne und schädigt durch den Einsatz von Chemie die Biodiversität.	Herbizid-Resistenzen wurden schon vor der Entwicklung der NMT/NGT erzeugt, welche zwar eine solche Anwendung ebenfalls erleichtern, aber nicht für diese Problematik verantwortlich sind. Diese bedarf ganz anderer politischer Regulierung.
8	Gentechnisch veränderte Pflanzen könnten aufgrund von Patenten nur noch zahlungskräftigen Landwirten zur Verfügung stehen.	Ob Patente auf Lebewesen erlaubt sein sollten, ist ebenfalls eine ganz andere Problematik und hat nichts mit der De-Regulierung der Technik zu tun. Es wird auch schwer sein, Patentverletzungen nachzuweisen, da Mutationen ja auch mit anderen Systemen wie den TALEN erzeugt werden können und man einer Mutation eben nicht ansehen kann, wie sie ursprünglich entstanden ist.
9	Gentechnisch verändertes Hybridsaatgut verhindert den Nachbau und macht die Landwirte dadurch von den Züchtern abhängig	Dass man Hybridsaatgut jedes Jahr kaufen muss, ist bekannt, jedoch gleichen die höheren Erträge dies aus. Dieser Mehrwert wird erst durch den Züchter ermöglicht und deshalb wird dieses Saatgut ja auch nachgefragt und produziert.

Man sollte auch nie vergessen, dass keine Pflanze genetisch zu 100 Prozent mit anderen identisch ist, weil durch natürliche Mutationen in jeder Generation Unterschiede entstehen. Als Mutation kann eigentlich nur die DNA-Sequenz identifiziert werden, welche sich von >50 Prozent der im Pan-Genom etablierten Sequenz unterscheidet. Liegt an einer definierten Stelle zu 33,3 Prozent ›A‹, 33,3 Prozent ›T‹ oder 33,3 Prozent ›G‹ vor, so gibt es überhaupt keine Referenz und nur ein ›C‹ wäre als wahrscheinliche Mutation mit 0,1 Prozent auszumachen. Wenn man nun durch Genom Editing Mutationen erzeugt, dann ist das im Prinzip nichts anderes, als der Versuch, die Evolution unserer Kulturpflanzen zu beschleunigen und nur, wenn sich im Feldversuch der erwartete Selektionsvorteil zeigt, wird eine solche Mutation in ein Zuchtprogramm aufgenommen werden. Der gesamte Züchtungsprozess kann durch GE zwar stark verkürzt ablaufen, weil man auf viele Rückkreuzungen verzichten kann, das bedeutet aber nicht, dass sich der Zeitaufwand für eine Sicherheitsbewertung und die anschließende Sortenzulassung verringern würde. Es wird auch nicht möglich sein, alle Probleme in der Landwirtschaft mittels Genom Editing zu lösen. Die Züchtung verbesserter Kulturpflanzen ist nur eine von vielen erforderlichen Maßnahmen, um unsere Landwirtschaft nachhaltiger und ökologisch vertretbarer zu gestalten; ein wichtiger Aspekt ist dabei auch die Verbraucherakzeptanz sowie die Bereitschaft der Bevölkerung, ihre Ernährungsgewohnheiten ebenfalls anzupassen.

Autor

PD Dr. Dirk Schenke 

geb. 1973 in Hamm (Westf), Studium der Biologie an der Westfälischen Wilhelms Universität Münster; Promotion 2004 an der Universität Okayama (Japan); Post-Doc am Leibniz-Institut für Pflanzenbiochemie (IPB) in Halle (Saale) von 2006 bis 2011. Von 2013 bis 2020 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Phytopathologie, Abteilung Molekulare Phytopathologie und Biotechnologie von Prof. Dr. Daguang Cai. Habilitation 2021 und seitdem Privatdozent an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.

E-Mail: d.schenke@phytomed.uni-kiel.de

 **Open Access** // Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

Siebzig Jahre Theologisches Studienhaus ›Kieler Kloster‹

— Die Bewohnerschaft des Kieler Klosters führt ein einfaches, bescheidenes Leben, Geld haben sie alle keins, Bücher viele, die sie miteinander teilen, eine Bildungs- und Gütergemeinschaft in Armut, Keuschheit und Gehorsam, das Gebäude gehört der Kirche, Tisch und Stuhl sind nicht ihr eigen, sie sorgen füreinander, pflegen die Kranken und den Klostergarten, loben Gott und gehen stets barfuß in einfachsten Kleidern, erbetteln sich den täglichen Unterhalt auf dem Alten Markt und in der Holstenstraße, ich vergaß zu erwähnen, dass ich nicht von den jetzigen Bewohnern spreche, sondern von denjenigen, die wir im 13. Jahrhundert an dieser Stelle angetroffen hätten, als die franziskanische Bewegung sich so rasant über ganz Europa ausbreitete, dass sie nur zwei Jahre nach der *Regula bullata* schon Schleswig-Holstein erreichte; der Lübecker Franziskanerkonvent ist 1225 gegründet, das Kieler Kloster nur 17 Jahre später.¹

Das Kloster

Brüderchen nannten sie sich, die minderen Brüder, *ordo fratrum minorum*, eine kirchliche Erneuerungsbewegung aus dem Geiste der Rebellion, provozierend auf die Reichen und ihre Kirchen in den wachsenden Städten. Und ausgerechnet der lebensfrohe Sohn eines italienischen Tuchhändlers war es, der als erster seinem Vater das Erbe vor die Füße geworfen und sich öffentlich entkleidet hatte, um in einem selbstgeschneiderten Habit aus grauer Wolle ein Leben in Einfachheit und Frömmigkeit zu beginnen: Giovanni Bernardone hieß der junge Mann, der sich mit der Armut verheiratete, alle Mitgeschöpfe als Bruder und Schwester anredete, »laudato si, mi signore«, betete er, »con tutte le tue creature, specialmente lo frate sole«, und die anderen durften ihn bei seinem kindlichen Spitznamen rufen, Francesco, das Französchchen. Die Gemein-

1 Der Beitrag geht auf einen Festvortrag am 12. Dezember 2020 und beim digitalen Semesterausklang der Theologischen Fakultät am 25. Februar 2021 zurück. Ob ich zu diesem Anlass wenige Sätze sagen könnte, lautete der Auftrag, dafür sind einige etwas länger.

schaft gleichgesinnter Aussteiger wuchs, auch Aussteigerinnen, und brauchte Raum zum Leben und für ihre neuartigen Predigten, an denen sich das ausgetrocknete Publikum laben konnte. Sie baute dafür geräumige Kirchen und Konvente mitten in den Städten, Studienhäuser und Bibliotheken, kopierte Bücher und trieb Theologie, bettelte sich ein kleines Vermögen zusammen, und als die Frage aufkam, wie sich all dies eigentlich vertragen würde mit dem Armutsideal, aus dem heraus Franz von Assisi doch das Haus Gottes wieder hatte aufbauen wollen, verstarb der Gründer als Mittvierziger, stigmatisiert und pflegebedürftig wie er inzwischen war, und hinterließ den ratlosen Brüdern ein hartes Testament, das der größere Teil des großen Ordens geflissentlich ignorierte und gern bei der softeren, dafür päpstlich approbierten Regel blieb.² In einer jener feinsinnigen Unterscheidungen, derer allein die scholastische Theologie fähig war, einigte man sich zunächst darauf, dass der ganze Besitz in Wahrheit Jesus Christus gehöre und durch die Mönche lediglich benutzt werde, also vorläufig ausgeliehen sei. Doch hundert Jahre später kochte der Armutsstreit wieder hoch, als Papst Johannes XXII. dem Orden zuerst den gesamten Besitz überschrieb und anschließend das radikale Armutsideal verdamnte, dessen intellektuelle Wortführer von München aus in den Widerstand gingen und den Papst seinerseits zum Ketzer erklärten, dem kein Mensch gehorchen müsse.³

Wer einmal den imposanten Lübecker Franziskanerkonvent gesehen hat, die unvorstellbare Katharinenkirche, die gotischen Säle der heutigen Stadtbibliothek und das ehrwürdige Gymnasium Katharineum, dessen Klassenzimmer so putzig nach Hogwarts aussehen und so schaurig nach Klosterfriedhof riechen, wer das alles in seiner ganzen Ausdehnung gesehen hat und dann zum Kieler Kloster zurückkommt, möchte sich doch gern vorstellen, diese winzigen Ausmaße von Kirche und Konvent wären vielleicht einmal kein Ergebnis Kieler Knauserigkeit gewesen, sondern einfach Ausdruck franziskanischer Bescheidenheit und Demut. Gern denken wir uns radikale Observanten nach der Art eines Wilhelm von Ockham, eines Ubertino von Casale oder gar eines William von Baskerville mit seinem jungen Novizen Adson von Melk in den kleinen Zimmern. Allein, vom Leben der Kieler Franziskaner wissen wir leider fast gar nichts, nur dass der Stifter unseres Klosters, Graf Adolf IV. von Schauenburg, sich nach der siegreichen Schlacht von Bornhöved 1227 hierher zurückgezogen hat: Die jüngere Grabplatte des Stadtgründers im Kreuzgang zeigt ihn im Mönchshabit und mit einem Kirchenmodell in den Armen,

2 Vgl. soweit Volker Leppin: Franziskus von Assisi, Darmstadt 2018. – Aus der Kieler Schule kommt Klaus Reblin: Franziskus von Assisi. Der rebellische Bruder, Göttingen 2006. – Den erwähnten Schöpfungsgesang findet man zweisprachig bei Franziskus von Assisi: Sämtliche Schriften. Lateinisch/Deutsch, hg. v. Dieter Berg, Stuttgart 2014, S. 282–287.

3 Zum praktischen und zum theoretischen Armutsstreit vgl. u.a. Eliseo Onorati: Die franziskanische Bewegung in Italien (1200–1500), in: 800 Jahre Franz von Assisi. Franziskanische Kunst und Kultur des Mittelalters, hg. v. Niederösterreichische Landesausstellung, Wien 1982, S. 232–269, bes. 248–256. – Wolfgang Winhard: Wilhelm von Ockham, die Münchner Franziskaner und Ludwig der Bayer, in: Beiträge zur altbayerischen Kirchengeschichte 45 (2000), S. 39–58.



↑ **Abb. 1.** Kiel, Citykirche St. Nikolai: Altar aus der Franziskanerkirche (um 1460), Foto: Alexander Voss, Kiel.

keiner Milchkanne, wie die Legende sagt.⁴ Erhalten blieb aber der heute in der Nikolaikirche stehende gotische Flügelaltar der Franziskanerkirche, ein überhaupt nicht armseliges Kunstwerk mit herrlicher Tafelmalerie, Schnitzwerk und Blattgold, das aber heute ganz dringend einer fachgerechten Rettungsaktion bedarf, damit es nicht in den nächsten Jahren buchstäblich in sich zusammenklappt. So ist der reichste Kunstschatz, der uns in Kiel als direkter Zeuge der franziskanischen Zeit geblieben ist, nun doch wieder auf Almosen angewiesen.⁵

4 Zum Lübecker Franziskanerkonvent und seiner Kirche vgl. zusammenfassend Klosterbuch Schleswig-Holstein und Hamburg. Klöster, Stifte und Konvente von den Anfängen bis zur Reformation, hg. v. Oliver Auge und Katja Hillebrand, 2 Bde., Regensburg 2019, Bd. 2, S. 71–123; zum Kieler Kloster dort Bd. 1, S. 601–626. – Martin Redeker: Das Kieler Kloster und die Theologische Fakultät in der Geschichte Schleswig-Holsteins und seiner Landesuniversität, Kiel 21964 (OA 1960). – Wolfgang Teuchert: Kloster und Kirche Heiligengeist, in: Kirche in Kiel. 750 Jahre Kiel. 750 Jahre St. Nikolai, hg. v. Karl-Behrnd Hasselmann, Neumünster 1991, S. 49–56. – Zu seiner Frühzeit besonders Angela Koch: Die Minderbrüder in Kiel, in: Franziskanisches Leben im Mittelalter: Studien zur Geschichte der rheinischen und sächsischen Ordensprovinzen, hg. v. Dieter Berg (Saxonia Franciscana Bd. 3), Werl 1994, S. 147–166 – Uwe Albrecht: Die Franziskaner in Kiel. Neue Erkenntnisse zur frühen Gestalt ihrer Klosterkirche, in: Stadtarchäologie in Kiel, hg. v. Uwe Albrecht und Anke Feiler, Neumünster 1996, S. 51–60 – Nathalie Kruppa: Erinnerung an einen Grafen – Adolf IV. von Schaumburg und seine Memoria, in: Adlige – Stifter – Mönche. Zum Verhältnis zwischen Klöstern und mittelalterlichem Adel, hg. v. Nathalie Krupka, Göttingen 2007, S. 183–224.

5 Zum Franziskaneraltar, seiner Deutung im Rahmen der Stifterpolitik und seiner Sanierungsbedürftigkeit vgl. zuletzt

Das Kieler Kloster

Der prächtige Flügelaltar war 1460 durch die Adelsfamilie von Ahlefeld gestiftet worden und dadurch Teil eines Problems, das die Bettelmönche ihre Glaubwürdigkeit kostete. Denn die schleswig-holsteinische Ritterschaft nutzte die Konventsgebäude zunehmend für ihre festlichen Zusammenkünfte in jedem Winter, sogar Hochzeiten und Gerichtstermine fanden inzwischen in den Klostermauern statt, und für diese Öffnung zeigte man sich gern durch großzügige Zuwendungen erkenntlich. Eine Verwirtschaftlichung des Armuts- und Stiftungsgedankens mithin, die dem Kloster auf Dauer nicht gut bekam, denn die Bürger protestierten, forderten die Rückkehr zur strengen Observanz und immer wieder Reformen, sodass im Oktober 1530 der dänische König als Landesherr durchgriff und das Kloster kurzerhand auflöste, ausdrücklich unter Hinweis auf die bleibenden Missstände.⁶

Das geschah nicht im Zuge der Reformation, die zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht eingeführt war. Nur im kleinen Ländchen Hadersleben hatte Prinz Christian III. schon einen evangelischen Modellversuch gestartet, und als er schließlich nach langen Thronkämpfen an die Macht kam und mit seinen Kirchenordnungen von 1537 und 1542 die Reformation im Lande politisch durchsetzte, war der Kieler Franziskanerkonvent bereits ausgestorben. Alte und kranke Mönche hatten zwar noch ein Bleiberecht auf Kosten der Stadt behalten, die knauserige Stadtverwaltung aber stellte sich mal wieder quer und wollte sie trotzdem verjagen, bis die Senioren ihr Wohnrecht beim Herzog eingeklagt hatten.⁷ Das alles war ein Vierteljahrhundert her, als das Kloster 1555 neue Bewohner bekam. Wieder ging es um Armut, aber diesmal mit der typisch reformatorischen Begründung, dass die aufgehobenen Klöster nun ihrem eigentlichen, ursprünglichen Zwecke zugeführt werden könnten, wenn sie mit ihrer ganzen Ausstattung inskünftig zur Versorgung Bedürftiger genutzt würden.⁸ Zwei bestehende Hospitäler

Ulrich Kuder: Der Erzväteraltar von St. Nikolai in Kiel, in: Schleswig-Holstein. Die Kulturzeitschrift für den Norden (2022), S. 108-123; Auszug auf Schleswig-Holstein.sh, <https://schleswig-holstein.sh/blog/2022/07/20/der-erzvaeteraltar-von-st-nikolai-in-kiel/> [19. November 2023].

- 6 Vgl. Helmut G. Walther: Bettelordensklöster und Stadtgründung im Zeichen des Landesausbaus: Das Beispiel Kiel, in: Bettelorden und städtisches Leben im Mittelalter und in der Neuzeit, hg. v. Dieter Berg, Werl 1992, S. 17-20, hier S. 28.
- 7 Vgl. Koch 1994 (wie Anm. 4), S. 156. – Zum Geschehen in der Stadt Andreas Müller: Martin Luther ruft zur Ordnung: Die Reformation in Kiel. Streit und Schwärmereien, in: Hamburg, Lübeck, Schleswig-Holstein: eine Region stellt sich vor (Orte der Reformation Bd. 8), hg. v. Daniel Mourkojannis, Johannes Schilling und Gerhard Ulrich, Leipzig 2013, S. 52-55 – Zur schleswig-holsteinischen Reformation überblickshalber Tim Lorentzen: Johannes Bugenhagen und die Kirchenordnung Christians III., in: Christentum zwischen Nord- und Ostsee. Eine kleine ökumenische Kirchengeschichte Schleswig-Holsteins, hg. v. Martin Lätzel und Joachim Liß-Walther, Bremen 2004, S. 31-41.
- 8 Vgl. Martin Luther: Ordnung einer Gemeindegasse, Ratschlag, wie die geistlichen Güter zu behandeln sind (Leisniger Kasernenordnung): Vorrede (1523), in: Wort und Sakrament, hg. v. Dietrich Korsch und Johannes Schilling (Deutsch-deutsche Studienausgabe, Bd. 2), Leipzig 2015, S. 403-415, hier 410 f. – Für uns in genau diesem Sinne einschlägig: Luther an den Rat zu Kiel, in: Martin Luther: Werke. Kritische Gesamtausgabe. Briefwechsel, Bd. 10, Weimar 1947, Nr. 4008, S. 603 f.

zogen ins Kieler Kloster ein, das private Neugasthaus und das ältere Heiligen-Geist-Spital, das an der Holstenbrücke gestanden hatte. Zusätzlich bestand das St.-Annen-und-Erasmi-Kloster vor dem Schuhmachertor im heutigen Rotlichtviertel als Hospital weiter, und südlich vor der Stadt, auf dem heutigen Bahnhofsparkplatz, lag zudem das St.-Jürgens-Hospital.⁹ Diese vier Kieler Klöster, wie man die Hospitäler als Einrichtungen der Armen- und Krankenfürsorge, aber auch des gemeinsamen Lebens und Sterbens fürderhin nannte, wurden von der Stadt in Kontinuität zur mittelalterlichen Armenfürsorge weiterbetrieben. Dazu gehörte auch, dass die Erträge aus dem beträchtlichen Stiftungskapital weiterhin der Armenfürsorge zuflossen, besonders aus den 17 Kieler Armendörfern oder Stadtdörfern in der Umgebung, die einmal genau zu diesem Behufe zur Verfügung gestellt worden waren, nämlich Kopperpahl und Wellingdorf, Kronshagen und die Wik, Moorsee und Hassee, Schwartenbek, Schönkirchen, Gremersdorf, Dietrichsdorf, Mönkeberg, Boksee, Klein Barkau, Ottendorf, Russee, Demühlen und Gaarden.¹⁰ Das wirtschaftliche Fundament der Kieler Armen- und Krankenfürsorge war also ausgezeichnet, so üppig gar, dass der Herzog noch im 16. Jahrhundert ein Auge auf die Kieler Armendörfer warf, die er gut zur Abrundung seines Teilterritoriums gebrauchen mochte. Es gab einen hundertjährigen Rechtsstreit. 1667, zwei Jahre nach Einzug der Universität, wurden die Armendörfer in einem Permutationsvertrag endgültig gegen jährliche Abschlagszahlungen an Herzog Christian Albrecht überschrieben, die vertragsgemäß bis heute vom Lande Schleswig-Holstein geleistet werden, genau 1000 Euro und 23 Cent jedes Jahr, was man inzwischen als eher symbolischen Gruß der Landesregierung betrachtet, aber vermutlich immer noch besser als Leibeigenschaft zugunsten der Sozialkassen, was man heute in Schönkirchen, Mönkeberg und Klein Barkau wohl ähnlich sehen dürfte.¹¹ Sei's drum, das Kapital der Kieler Klöster wurde 1822 in eine gemeinsame Stiftung überführt, die es heute noch gibt, und die neben ihrem eindrucksvollen Hauptgebäude am Schützenpark inzwischen zehn weitere Senioreneinrichtungen, einen ambulanten Pflegedienst und einen Menüservice unterhält – das ›Kieler Stadtkloster‹, dessen Institutionsgeschichte mithin weit über 750 Jahre zurückreicht und somit auch zur Geschichte des Kieler Klosters hinzugehört.¹²

9 Zu den Kieler Hospitälern, den Klöstern, vgl. Paul Trautmann: Kiels Ratsverfassung und Ratswirtschaft vom Beginn des 17. Jahrhunderts bis zum Beginn der Selbstverwaltung, Kiel 1909, S. 267–281. – Tim Lorentzen: Johannes Bugenhagen als Reformator der öffentlichen Fürsorge, Tübingen 2008, S. 311–316. – Zum Schicksal des 1954 eingeebneten St.-Jürgens-Friedhofs, auf dem Persönlichkeiten wie Johann Andreas Cramer und Claus Harms, Jens Baggesen und Carl Loewe begraben waren, vgl. darüber hinaus Gustav Kühn: Abschied vom St. Jürgenskirchhof, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte 1 (1954), S. 45–58.

10 Vgl. Friedrich Volbehr: Zur Geschichte der ehemaligen Kieler Stadtdörfer, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte 2 (1879), S. 3–27.

11 Vgl. Tim Lorentzen: 17 Dörfer für die Armen, in: Hempels. Das Straßenmagazin für Schleswig-Holstein 140 (Dezember 2007), S. 20 f.

12 Vgl. Dietrich Metelmann jun.: Das Kieler Stadtkloster. Gedenkschrift zur Einweihung seines Neubaus am zwanzigsten Oktober 1909, Kiel 1909. – Jutta Kürtz / Christa Geckeler / Eva Wulfheide: 750 Jahre Kieler Stadtkloster, Kiel 2007.

Das Studienhaus ›Kieler Kloster‹

Nun wird es Zeit, allmählich auch Studenten ins Kieler Kloster einziehen zu lassen, denn mit dem Jahr 1665 sollten, das ist bekannt, die Konventsgebäude zum Gründungsort der neuen Landesuniversität werden.¹³ Herzog Christian Albrecht ließ dazu die fürstliche Lateinschule zu Bordesholm schließen, die nach der Reformation ein Jahrhundert lang im aufgelösten Augustinerchorherrenstift bestanden hatte, und verwendete ihre Stellenhülsen und ihr Personal, vor allem aber ihre ansehnlichen Buchbestände, als Grundstock für die Neugründung im Kieler Kloster. So fand die Universitätsbibliothek mit den Bordesholmer Handschriften, von denen heute noch manche leuchten, wenn man sie liest, wahrscheinlich in einem geräumigen Saal oberhalb von Kreuzgang und Refektorium Aufstellung, also ziemlich genau dort, wo heute das erste Stockwerk unseres Wohnheims liegt, während die theologischen Vorlesungen in einem dreiflügeligen Neubau stattfinden sollten, der von Baumgärten umgeben idyllisch zum Kleinen Kiel hin lag; schon dieser Ausblick werde »über alle Maßen die Hörer beeindrucken«, heißt es in einem lateinischen Werbegedicht auf die neue Universität, »und zwar nicht weniger als das Untere Collegium in Basel durch den vorbeifließenden Rhein und den Anblick der gegenüberliegenden Weinberge«.¹⁴

Caeso Gramm hieß der Dichter dieser barocken Reklameschrift, Griechischprofessor und Naturhistoriker aus Tönning, der den neuen Studienort für auswärtige Interessenten anpries, indem er die Kieler Universität zum holsteinischen Parnass erklärte, dem mythologischen Wohnsitz Apolls und der Musen ebenbürtig, und auch sonst mit literarischen Übertreibungen nicht hinterm Berg hielt, wenn sie nur dazu dienen mochten, die Attraktivität dieses Studienortes und seiner exzellenten Forschungs- und Lehrbedingungen auch dem größten Zweifler schmackhaft zu machen. Nach allem, was wir heute wissen, konnte die Realität mit dem von Gramm gepriesenen Ideal schwer mithalten, schon nach sechzig Jahren sollen Wände, Dächer und Fenster der Hörsäle »zerrissen, zerbrochen und dergestalt verderbet« gewesen sein, »daß Schnee, Regen und Wind aller Orten durchdringen und man vor dem Unwetter sich nirgends schützen kann«, der juristische Hörsaal grün verschimmelt, das Philosophicum ein-

13 Vgl. Carl Rodenberg, fortgeführt v. Volquart Pauls: Die Anfänge der Christian-Albrechts-Universität Kiel; Neumünster 1955. – Jendris Alwast: Geschichte der Theologischen Fakultät. Von ihrer Gründung an der gottorfisch-herzoglichen Christian-Albrechts-Universität bis zum Ende der Gesamtstaatlichen Zeit, Bd. 1, Norderstedt 2008.

14 Günter Ebert / Dieter Danker / Ingrid Haydt: Die 99 Jahre der Bordesholmer Lateinschule (1566–1665). Die Geschichte der Bordesholmer Lateinschule, die nach der Säkularisierung des Klosters von 1566 bis 1665 existierte und als Vorgängerin der Christian-Albrechts-Universität gilt, Bordesholm 2015. – Kerstin Schnabel: »Liber sanctae Mariae virginis in Bordesholm...«. Geschichte einer holsteinischen Stiftsbibliothek, Wiesbaden 2018. – Uwe Albrecht: Die Bauten der Kieler Universität in den ersten 250 Jahren ihres Bestehens (1665–1915), in: Architektur für Forschung und Lehre. Universität als Bauaufgabe (Kieler Kunsthistorische Studien N.F., Bd. 11), hg. v. Klaus Gereon Beuckers, Kiel 2010, S. 299–325. – Eine lateinisch-deutsche Ausgabe der zitierten Reklameschrift liegt vor in Caeso Gramm: Chilonium. Novus Holsatiae Parnassus, hg. v. Thorsten Burkhard und Marvin Harms, Kiel 2015, das Zitat dort S. 80 f.



↑ **Abb. 2.** Kreuzgang der Heiligengeistkirche. Ölgemälde von Adolf Lohse (1907). Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek – Landesgeschichtliche Sammlung, Inv.-Nr. 1906-1.

sturzgefährdet, auch das Theologicum nurmehr eine Ruine, die 1747 wieder abgerissen wurde, und um die Bücher der Universitätsbibliothek vor Regenwasser zu schützen, hatte man sie in einem angemieteten Privathaus zwischenlagern müssen.¹⁵ Von anfänglich 140 Erstsemestern, zur Hälfte Theologiestudenten, waren nach einem Jahrhundert ganze 14 Neueinschreibungen geblieben. Nur die Initiative Katharinas der Großen, der russischen Zarin aus holsteinischem Hause, rettete die Kieler Universität, die 1768 buchstäblich in letzter Minute in einen wunderbaren Neubau an der Kattenstraße umziehen konnte, von Ernst Georg Sonnin, dem Architekten

15 Zit. n. Klaus Gereon Beuckers: Gebaute Bildungspolitik. Die architektonische Entwicklung der CAU, in: Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. 350 Jahre Wirken in Stadt, Land und Welt, hg. v. Oliver Auge, Kiel 2015, S. 175–215, hier 178.

der Hamburger Michaeliskirche, ungefähr dort errichtet, wo heute vor dem Kieler Schloss der große Konzertsaal steht; damit endete die hundertjährige Gründungsgeschichte der Kieler Universität im Kieler Kloster.¹⁶

In diesem ersten Jahrhundert ist das Kloster aber auch bereits ein Ort studentischen Lebens geworden, denn selbstverständlich gab es im Südflügel des neuen Hauptgebäudes, der anstelle der heutigen Propsteiverwaltung direkt an den Kreuzgang grenzte, für bedürftige Studenten eine Mensa und eine Burse, in denen man durchaus Vorläuferinnen des heutigen Studentenwerks Schleswig-Holstein sehen darf: Der finanzielle Grundstock wurde durch ein herzogliches Fundraising aus verschiedenen Landesteilen zusammengebracht, der eingesetzte Hauswirt war Bürger der Landesuniversität, eine landesherrliche Verordnung regelte die Einzelheiten der Aufnahme Bedürftiger und ihrer wöchentlichen Kostenbeiträge, des Wohnrechts und des Speiseplans, gut klösterlich sollte während der Mahlzeiten aus der Bibel oder sonst aus erbaulicher Literatur vorgelesen werden. So fügt es sich durchaus in die Tradition unseres heutigen Wohnheims, wenn wir lesen, dass an diesem Ort immerhin 48 der 140 ersten Studenten in das Konvikt eintraten.¹⁷ Längst gab es an dieser Adresse gemeinsames Leben und Studieren, Essen und Trinken, Schlafen und Singen, Lesen und Übersetzen und Streiten, 285 Jahre bevor das Theologische Studienhaus ›Kieler Kloster‹ für seine ersten Bewohner die Pforten öffnete.

Das Theologische Studienhaus ›Kieler Kloster‹

Wir durchleihen ein paar Jahrhunderte, lassen die Professoren und ihre Studenten kommen und gehen, allesamt weiterhin ungegendert, denn erst 1908 wird der preußische Staat auch Frauen gnädig zum Vollstudium zulassen, wir sehen die kaiserliche Marinestadt Kiel in die Landschaft expandieren, bis sie Kopperpahl und die Wik, Neumühlen und Klösterlich Gaarden unter ihrer Bauwut begräbt, mit ihr wächst die preußische Universität und zieht aus ihrem alten Rokokobau in ein repräsentatives Ensemble am Schlossgarten, mit einer hochmodernen Universitätsbibliothek von Martin Gropius und Heino Schmieden, wir sehen Kieler Abiturklassen begeistert in einen aggressiven Weltkrieg ziehen, der nach vier Jahren von anderen Kieler Matrosen revolutionär gestoppt wird, doch auch unter neuen Verhältnissen kommt die rote Arbeiter- und Marinestadt nicht zur Ruhe, hadert mit Dolchstoßlegende und Friedensvertrag, Demontage und Demokratie. Man kann das ablesen an jener »frostigen Ablehnung«, die dem großen Ernst Barlach von den Kielern her entgegenschlug, als im Dezember 1928, zehn Jahre nach Kriegsende, in einer Pfeilernische vor unserer Klosterkirche sein

¹⁶ Vgl. Alexander Scharff: Verfall und Wiederaufstieg der Christian-Albrechts-Universität im 18. Jahrhundert, Kiel 1967.

¹⁷ Zum ersten Konvikt vgl. Carl Rodenberg: Die Errichtung der Kommunität oder des Konvikts an der Kieler Universität im Jahre 1665, in: Die Heimat 36 (1926), S. 189–193.

genialer *Geistkämpfer* enthüllt wurde. »Alle Rechtsparteien«, notierte der Bildhauer, »ziehen gegen mich vom Leder«. Einige Jahre später las man in der *Nordischen Rundschau*:

»Wir finden das Werk, ehrlich heraus, abscheulich. [...] Wir müssen Wert darauf legen, unser Stadtbild, das unsere Visitenkarte für den auswärtigen Gast ist, nicht durch ein derartig umstrittenes Werk an so entscheidender Stelle zu gefährden. Wenn die Kirche dieses Bildwerk für bedeutsam und erbaulich hält, so mag sie es an einer weniger auffallenden Stelle denen, die es sehen wollen, vorführen. Wir Nationalsozialisten sprechen hiermit die klare und eindeutige Bitte aus, diese Plastik, die unser Kunstempfinden verletzt, von der Stelle, an der sie jetzt steht, zu entfernen.«

Das war 1935, längst brauchten die beleidigten Nationalsozialisten niemanden mehr zu biten, seit sie von einem großen Teil der Bevölkerung, besonders der evangelischen, an die Macht gewählt worden waren, und so wurde der *Geistkämpfer* zwei Jahre später, ausgerechnet an Hitlers Geburtstag, wie der Künstler lakonisch bemerkte, von seinem Standort wieder entfernt; er wurde dann auf abenteuerliche Weise vor dem Einschmelzen bewahrt und kann heute vor der Nikolaikirche bewundert werden.¹⁸

Auf der Kanzel der Klosterkirche wiederum, die in diesen Jahren ja auch die Universitätskirche war, erklärte unterdessen der Prediger die Toten des Ersten Weltkriegs und des Putschversuchs von 1923 zu vorbereitenden Opfern von Hitlers Großreich: »Das deutsche Volk gedenkt der Helden, die sich freiwillig hingaben für die Idee des Führers und starben, damit das Dritte Reich erstünde, damit Großdeutschland lebe, ohne daß sie das heißersehnte Ziel ihres Hoffens sehen durften.«

Es war der Systematische Theologe Martin Redeker, der zum Totensonntag 1938 im ersten Universitätsgottesdienst nach der reichsweiten Pogromnacht die Vollendung der Nation im Dritten Reich beschwor. In seinen Universitätspredigten, die im Rundfunk gesendet wurden, ließ Redeker seinen völkischen und antisemitischen Überzeugungen freien Lauf.¹⁹ Im Folgejahr 1939 begann seine Zuarbeit für das Eisenacher ›Institut zur Erforschung und Beseitigung des

18 Vgl. Klaus Hupp: Der Kieler »Geistkämpfer« von Ernst Barlach. Darstellung, Deutung und Geschichte, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte 73 (1989), S. 173–248, hier 209 u. 212. – Peter Thurmann: Ernst Barlach – das Jahrzehnt der Großaufträge. Beginn (Kiel) und Ende (Lübeck), in: Moderne am Meer I. Künstlerische Positionen im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts in Schleswig-Holstein, hg. v. Kirsten Baumann, Klaus Gereon Beuckers und Ulrich Schneider, Petersberg 2021, S. 71–81, insb. S. 76 f. – Eine zeitgenössische Würdigung immerhin findet sich bei Oscar Gehring: Ernst Barlachs »Geistkämpfer« an der Universitätskirche zu Kiel, in: Kunst und Künstler 28 (1930), S. 26–29.

19 Vgl. Martin Redeker: Rundfunkpredigten aus der Universitätskirche in Kiel, Bremen 1939, das Zitat vom 20. November 1938 auf S. 7. – Die sprachliche und theologische Aggressivität des Universitätspredigers analysiert Liv Steinbach: Die Kunst das Evangelium nicht zu bezeugen. Hausarbeit zur Verkoppelung von NS-Ideologie und Theologie in Martin Redekers Rundfunkpredigt »Uns ist das Kämpfen und sein ist das Siegen« von 1939. Unveröffentlichte Hauptseminararbeit, Institut für Kirchengeschichte der CAU Kiel, Sommersemester 2021.



↑ **Abb. 3.** Ernst Barlachs *Geistkämpfer* war 1928 für den Standort an der Heiligengeistkirche geschaffen worden. Aufnahme um 1930. Stadtarchiv Kiel, 2.1 Lichtbildstelle 46239; ehem. Paul Cassirer Verlag, Berlin, mit Dank an Konrad und Walter Feilchenfeldt.

jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben«, an dem elf evangelische Landeskirchen beteiligt waren, auch die Schleswig-Holsteinische. Als an der Kieler Fakultät der liberale Theologe Hermann Mulert, ein tadelloser Gegner von Antisemitismus und Nationalsozialismus, erfolgreich aus dem Amt gedrängt worden war, hatte Redeker 1936 seine Stelle eingenommen und konnte sich auch nach Kriegsende noch zwanzig Jahre auf seinem Lehrstuhl behaupten. Seine Amtsenthebung im Sommer 1945 war nur von kurzer Dauer, zum größten Entsetzen vertriebener Kollegen, für die eine Rückkehr an die Fakultät unter diesen Umständen nicht mehr infrage kam, und so blieben ehemalige Nationalsozialisten im Fakultätsleben weitgehend unter sich.²⁰

Stadt und Universität waren zu großen Teilen zerstört, das Theologische Seminar bestand weiterhin in der Hospitalstraße. Im Wintersemester 1945/46 wurde der Lehrbetrieb notdürftig wiederaufgenommen, doch für die ersten Studierenden gab es praktisch keinen Wohnraum, und ein Online-Semester lag noch außerhalb jeder Vorstellung. »Es war merkwürdig«, erinnert sich ein Rückkehrer, »wie der Trümmerhaufen an der Kieler Förde die jungen Leute anzog. Dort traf man sich ›auf Verdacht‹, um Neues zu erfahren.«²¹

Nachdem die Theologen den Bau einer Baracke auf dem Universitätsgelände erwogen und wieder verworfen hatten, verfolgte Redeker zusammen mit dem Dekan, Heinrich Rendtorff, nun die Wiedergründung eines Theologischen Studienhauses, das vor dem verheerenden Krieg an verschiedenen Adressen bestanden hatte: des Julius-Kögel-Stifts, benannt nach einem Neutestamentler, der 1928 mitten im Dienst verstorben war. Erstmals zum Sommersemester 1933 hatte das Vorlesungsverzeichnis auf dieses Wohnheim für bedürftige Theologiestudenten hingewiesen, doch wie Melchisedek verschwand es alsbald wieder im Dunkel der Geschichte. Der Trägerverein ›Theologisches Studienhaus‹ wurde 1942 wieder aufgelöst, seine Akten verbrannt, und was man sonst in Erfahrung bringen kann, hat Katharina Roes in einer Seminararbeit nun aus verstreuten Archivalien wieder zusammengestellt.²² Nach dem Vorbild dieses Julius-Kögel-Stifts sollte also ein neues Wohnheim gegründet werden, im April 1949 stellte dafür die Kirchengemeinde Kiel die Ruine des alten Klosters zur Verfügung und nun war es der Kirchenhistoriker Peter Meinhold, der ausdrücklich die historische Bedeutung als Gründungsstätte der Universität und als das »einzige halbwegs erhaltene mittelalterliche Gebäude in Kiel« hervorhob, denn man muss bedenken, dass auch die Nikolaikirche nurmehr eine Ruine war und erst in

20 Vgl. Hansjörg Buss: »Ein Leben zwischen Christen-, Haken- und Verdienstkreuz«. Der Kieler Theologe Martin Redeker, in: Uni-Formierung des Geistes. Universität Kiel und der Nationalsozialismus, hg. v. Hans-Werner Prahl, Hans Christian Petersen und Sönke Zankel, Kiel 2007, S. 99–132.

21 Werner Klose: Helm ab, wir wollen studieren, in: Erinnerungen der Kieler Kriegsgeneration 1930/1960, hg. v. Christa Geckeler, Husum 2003, S. 204–208, hier 205.

22 Vgl. Katharina S. Roes: Martin Redeker und die Anfänge des Kieler Klosters. Unveröffentlichte Hauptseminararbeit, Institut für Kirchengeschichte der CAU Kiel, Sommersemester 2020, hier S. 16 u. 23. Die Gründungsgeschichte des Wohnheims ist darin insbesondere aus Archivalien des Vereins ›Evangelische Studierendenheime in Kiel‹ und des Universitätsarchivs im Landesarchiv Schleswig-Holstein rekonstruiert worden.



↑ **Abb. 4.** Die zerstörte Kieler Altstadt im September 1944, am rechten Bildrand die Ruinen des Klosters. Fotograf unbekannt, veröffentlicht unter der [Lizenz CC BY-SA-3.0 DE](#). Stadtarchiv Kiel, [Fotoarchiv](#), Sign. 36.313.

den 1950er Jahren durch Propst Hans Asmussen vor dem Abbruch gerettet wurde.²³ Der ursprüngliche Gedanke der Stadtplaner, die ganze Halbinsel einzuebnen und vollständig neu zu bebauen, setzte sich nicht durch, auch weil durch den Neubau unseres Wohnheims die bescheidenen Reste des alten Klosters für die Nachwelt erhalten blieben: Nur die gotischen Gewölbe von Refektorium und Kreuzgang hatten standgehalten, die Grabplatte des Stifters wurde zerbrochen aus den Trümmern der völlig zerstörten Klosterkirche geborgen. Im Mai 1949, zwei Wochen vor dem Grundgesetz, feierte man am Klosterkirchhof Richtfest und

²³ Vgl. Archiv des Vereins Evangelische Studierendenheime in Kiel: Meinhold an Universitätskurator, 8. März 1949, zit. n. Roes 2020 (wie Anm. 22), S. 16.

die Wiedergründung des Vereins ›Theologisches Studienhaus‹ unter dem Vorsitz des Juristen Gustav Rendtorff, auch sein Bruder Heinrich saß im Vorstand und natürlich Redeker selbst.²⁴ Als Hauswirtschaftsleiterin konnte Martha Kasch gewonnen werden, die Witwe des zuerst deutschchristlichen, dann bekennniskirchlichen Propsten Heinrich Kasch, der man ein Taschengeld und kostenlose Wohnung anbot. Auch ein Examensrepetent sollte im Kloster wohnen, sonst wäre es natürlich kein ›Theologisches Studienhaus‹. Redeker wollte mit seiner Konzeption die Möglichkeit »zu einem gemeinsamen Leben des wissenschaftlichen Studiums und der Freundschaft« eröffnen:

»Die tragende pädagogische Idee hat die Selbsterziehung des jungen Menschen in der freiwillig gewählten Gemeinschaft zum Inhalt. Die stärkere Betonung dieses Gedankens [...] ist für uns heute ein neues Moment gegenüber den Theologischen Studienhäusern des 19. Jahrhunderts oder gegenüber älteren Institutionen wie dem Tübinger Stift.«²⁵

Als das Haus am 5. November 1950 nach einem Gottesdienst in der Nikolaikirche eröffnet wurde, erhob sich inmitten der freigeräumten Altstadt ein dreistöckiges Wohnhaus mit Glockenturm, der zum Treppenhaus umgebaut worden war, Kreuzgang und Refektorium dienten als Speisesaal, Aufenthaltsraum und Bibliothek, die Innenmöblierung war durch eine namhafte Spende aus Schweden ermöglicht worden. Am Turmeingang weist bis heute eine Gedenktafel auf die historischen Zusammenhänge hin:

»Refektorium und Kreuzgang des Franziskanerklosters, gestiftet A. D. 1241
Gründungsstätte der Christian-Albrechts-Universität Anno D. 1665
Zerstört Anno D. 1944
Wiederaufgebaut Anno D. 1950 als Theologisches Studienhaus«,

und dann der Hausspruch aus Psalm 127:

»Wo der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen.«²⁶

²⁴ Vgl. das erste Protokollbuch des Vereins im Archiv der Evangelischen Studentenheime in Kiel.

²⁵ Redeker 1964 (wie Anm. 4), S. 12.

²⁶ Redeker 1964 (wie Anm. 4), S. 9-16.

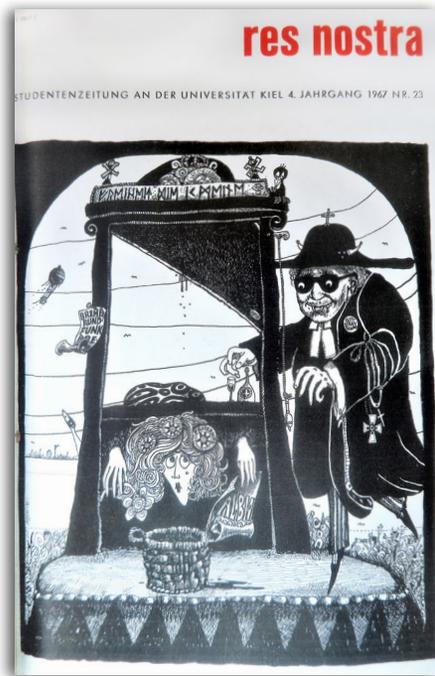
Siebzig Jahre Theologisches Studienhaus ›Kieler Kloster‹

Während bekanntlich die individuelle Erinnerung es leichter hat, die Vergangenheit anhand von Mikroäsuren zu strukturieren (in unserem Beispiel geht das in der Regel vom Einzug ins Kieler Kloster bis zu jener legendären Party und von dieser einen legendären Party bis zum Auszug), hat es der Historiker schwerer, der anhand der vorliegenden Quellen sieben Jahrzehnte überblicken muss und sich dabei doch einer kontinuierlich wachsenden Zahl von Zeitzeugen gegenübersehen, die sein freudloses Akten- und Chronikstudium aus eigenem Erleben fröhlich zu korrigieren wissen. Wenn er einen ersten Periodisierungsschritt wagen darf, so waren die ersten zwanzig Jahre des Klosterlebens zweifellos noch stark von der allmählich umstritteneren Persönlichkeit Martin Redekers und seiner pädagogischen Konzeption bestimmt. Wir können uns heute kaum noch die ärmlichen Verhältnisse vorstellen, in denen die ersten jungen Leute nach dem Krieg ihr Studium aufnahmen, sogar der engagierte Studentenfarrer zog mit seiner Frau und drei Kindern mehrmals im Jahr von Ort zu Ort, völlig ohne eigene Möbel, und als die Familie erneut wohnungslos zu werden drohte, versuchte Peter Meinhold als Dekan, ihm in Kiel eine Bleibe zu vermitteln. Ich meine irgendwo gelesen zu haben, dass er dann kürzere Zeit im Kieler Kloster unterkommen konnte. Dieser arme Studentenfarrer hieß Heinz Zahrnt, und wenn die Jüngeren mit dem Namen nichts mehr anfangen können, dann bleibt ja noch Gelegenheit, dies anhand der *Sache mit Gott* nachzuholen, seiner berühmten Theologiegeschichte des 20. Jahrhunderts. Er soll sich noch Jahrzehnte später bei Vortragsbesuchen im Wohnheim mit Koffern voller Buchgeschenke revanchiert haben.²⁷ Da der Bedarf bezahlbaren Wohnraums nach dem Krieg also wirklich eine Existenzfrage war – und auch die Existenz der Universität hing und hängt ja vom Zuzug der Studierenden ab! –, machte sich der Verein bald mithilfe seines treuen Mäzens Langness an ein zweites und drittes Wohnheim, die beide auf dem Eckgrundstück Schwanenweg / Düsternbrooker Weg entstehen konnten. Das heutige Haus Düsternbrook war zum Wintersemester 1954/55 fertig, das Ida-Langness-Heim wurde 1962 als eigener Trakt für Studentinnen gebaut; nun gab es auch erstmals eine Doppelspitze aus Verwaltung und Hausleitung, die sich bis auf diesen Tag bewährt hat. Lange hat sich auch der Vereinsname gehalten, der seit November 1952 nicht mehr ›Theologisches Studienhaus Kieler Kloster‹ lautete, sondern ›Evangelische Studentenheime in Kiel‹.²⁸

Schon zu dieser Zeit erfährt man von zunehmenden Spannungen zu Martin Redeker und seiner Entourage am systematischen Lehrstuhl. Seit 1954 saß er zusätzlich für die CDU im Landtag.

27 Vgl. Schleswig LASH, Abt. 47.4, Nr. 209. – Auch zu Kieler Erinnerungen Heinz Zahrnt: *Mutmaßungen über Gott. Die theologische Summe meines Lebens*, München 1994, passim.

28 Zu den ersten Jahrzehnten vgl. knapp G. Scheer: 10 Jahre Verein Evangelische Studentenheime in Kiel, in: Redeker 1960 (wie Anm. 4), S. 46-48. – Rainer Thun: Von der Pastoren-Kaderschmiede zur geschwisterlichen Kommunität. 60 Jahre Theologisches Studienhaus Kieler Kloster, in: *Nordelbische Stimmen* 12 (2010), S. 34-37. – Vgl. im Übrigen die Akten des ›Vereins Evangelische Studierendenheime in Kiel‹. So lautet seit November 2023 endlich der neue Name.



← **Abb. 5.** Martin Redeker als Henker der Freiheit auf dem Titel der Studentenzeitung *res nostra*, Nr. 23/1967.

Wenige Jahre später kam es erstmals zu öffentlichen Konflikten um seine Rolle im Nationalsozialismus, die sich an Presseberichten über seine antisemitische Vergangenheit entzündet hatten – auch die vorhin zitierte Totensonntagspredigt in der Klosterkirche war zur Sprache gekommen. Redeker versuchte, die Zeitungen mit Anrufen und Anzeigen zum Schweigen zu bringen, doch im Sog der 68er-Bewegung kochte die Geschichte erneut hoch, als er sich kurz vor seinem Dienstende durch die Gründung einer Schleiermacher-Forschungsstelle bleibenden Einfluss an der Fakultät sichern wollte. Die Studentenzeitung *res nostra* druckte eine blutrünstige Karikatur, die Redeker auf dem Schafott als antisemitischen Henker der Freiheit zeigte.

Und nun eskalierte der Streit zwischen der vergangenheitskritischen Studierendenschaft, die seine Dominanz beendet sehen wollte, einer Gruppe der schleswig-holsteinischen Pastoren, die das Ansinnen der Fachschaft unterstützte, der Landeskirche, die die Sache herunterspielte, und den entnervten Kollegen der Theologischen Fakultät.²⁹ Für uns ist interessant, dass dabei immer wieder Redekers Verdienste um die Studentenheime gewürdigt wurden (er hatte für diesen Einsatz immerhin das Bundesverdienstkreuz erhalten), seine bleibende Leitungsrolle dabei

²⁹ Vgl. Redekers Personalakte in LASH Abt. 811 Nr. 12175. – Dazu die Beiträge in: *res nostra* 4 (1967), H. 23. – Jens Pörksen: »res nostra« agit. Redekers letztes Gefecht, in: *Zwischen den Zeilen* 8 (1968), S. 9–23. – Weiterführend zum »Fall Redeker« indes Stephan Linck: *Neue Anfänge? Der Umgang der Evangelischen Kirche mit der NS-Vergangenheit und ihr Verhältnis zum Judentum. Die Landeskirchen in Nordelbien*, Bd. 2, Kiel 2016, S. 122–142.



↑ **Abb. 6.** Das Refektorium des ›Kieler Klosters‹ als Bibliothek und Aufenthaltsraum. Aufnahme kurz vor der Abgabe der Räume für Repräsentationszwecke 1991. Archiv des Theologischen Studienhauses Kieler Kloster, Kiel.

jedoch zunehmend hinterfragt wurde. Einer der Pastoren forderte deshalb, ihm diesen Einfluss auf die Studierenden endlich zu entwenden, um anschließend die Verwaltung des Klosters und des Hauses Düsternbrook zusammen mit dem noch unabhängigen Dietrich-Bonhoeffer-Haus am Schrevenpark gemeinsam neu zu regeln. Und wirklich: Im März 1969 trat Redeker in den Ruhestand, im Mai 1970 starb er, gleich darauf wurde der Verein umstrukturiert und nahm tatsächlich das Dietrich-Bonhoeffer-Haus als dritten Standort mit unter seine Obhut.³⁰

Mit dieser Modernisierung und Neuausrichtung des Trägervereins seit 1971 lassen wir also einen zweiten Abschnitt der Wohnheimgeschichte beginnen, der seinen Abschluss 1994 fand, als die Landeskirche nach einem aufregenden Jahrzehnt tiefgreifender Veränderungen in die historischen Räume im Erdgeschoss einzog. Schon in der ersten Düsternbrooker Hausordnung war zwar die Aufnahme von Studentinnen und Studenten aller Fakultäten vorgesehen gewesen, während zwar das Kloster weiterhin der bevorzugte Wohnort für Theologiestudenten bleiben würde, durch seinen Ephorus eng mit der Fakultät verbunden, doch im Ganzen sollte sich der Verein mit seinen Häusern seit den 1970er Jahren aus alten Abhängigkeiten befreien

30 Archiv des Vereins Evangelische Studierendenheime in Kiel.

und eine zunehmend eigenständige Position in Stadt und Universität gewinnen. Das fand auch dadurch seinen Ausdruck, dass Vorstand und Mitarbeitende nicht mehr so selbstverständlich aus dem engsten Umfeld der Fakultät kamen – eine Öffnung also in vielerlei Hinsicht. Als jedoch 1989, ausgerechnet im Jahr der ganz großen Öffnung, Vorstand und Mitgliederversammlung beschlossen, auch das Kieler Kloster inskünftig für die Aufnahme von Studentinnen zu öffnen, führte das in der lustigen Männergemeinschaft, die bis dahin weiß Gott kein Priesterseminar gewesen war, doch zu beträchtlichen Irritationen. Man erkundigte sich vorsichtig, ob die Nachricht ein Scherz gewesen, machte Traditionsargumente geltend oder sah die bewährte Bruderschaft bald durch die Beliebtheit anderer Wohnheime ersetzt. Und solche Befürchtungen waren keineswegs ironisch gemeint: Einige versuchten, die Entscheidung rückgängig zu machen, es half alles nichts, denn im Wintersemester 1989/90 waren sie dann da, die ersten Frauen, und man hat sich dann recht bald an das gemeinsame Leben gewöhnt.³¹

Zum aufregenden Dauerthema war zu diesem Zeitpunkt aber schon längst die Politik des Landeskirchenamts geworden, das ein Auge auf die Immobilie geworfen hatte und sich anschickte, die historischen Räume im Erdgeschoss nach einer gründlichen Sanierung der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, während gleichzeitig von einer Bebauung des Klostergartens, zumindest aber der näheren Umgebung, die Rede war.³² Man muss bedenken, dass in den achtziger Jahren noch das ganze Anwesen vom Wohnheim beansprucht werden konnte, sodass in Kirche, Stadt und Presse der Eindruck eines Dornröschenschlafs entstanden war, aus dem dieses Kleinod ins Kieler Bewusstsein zurückgeholt werden müsse. Nach der Fusion der Nordelbischen Kirche 1977 lässt sich das Interesse an einem identitätsstiftenden Geschichtsort am zentralen Verwaltungssitz Kiel durchaus erklären, ebenso wie die Stadt nach ihrem modernen Wiederaufbau nun in eine neue Phase historischen Bewusstseins eintrat: 1975 war der ›Kieler Umschlag‹ als Volksfest wiederbelebt worden, und 1992 sollte das 750. Stadtjubiläum begangen werden. Auch wenn man die völlig unterschiedlichen Perspektiven berücksichtigt, die sich aus den Quellen des Landeskirchlichen Archivs, des Universitätsarchivs, des Vereinsarchivs oder auch der umfangreichen Sammlung von Klosterchroniken aus diesen Jahren zwangsläufig ergibt, so kann man doch im Ganzen beobachten, wie sich die Bewohnerschaft, unterstützt von Ehemaligen, vom Trägerverein und von Autoritäten aus der Theologischen Fakultät, in diesem Jahrzehnt mit Intelligenz und Kreativität zusammenschloss gegen alle Begehrlichkeiten, die von außen an die wiederentdeckte Traumlage herangetragen wurden. Um den wiederkehrenden Eindruck zu zerstreuen, ein irgendwie verborgener Schatz müsse ins Licht der Kieler Öffentlichkeit zurückgeholt, zum Leben erweckt, aus einem Dornröschenschlaf quasi wachgeküsst werden, ging die Klostersgemeinschaft in die Offensive, stellte Kreuzgang

31 Vgl. Chronik des Kieler Klosters vom Sommersemester 1987 bis zum Wintersemester 1992/93 – Archiv des Theologischen Studienhauses Kieler Kloster.

32 Vgl. im Folgenden Schleswig LASH, Abt. 47.4, Nr. 224

und Refektorium kurzerhand selber für Veranstaltungen zur Verfügung, bot Vortragsabende und Ausstellungen, schrieb einen kleinen Klosterführer, öffnete das Wohnheim für Führungen, spann ein Netzwerk zu einstigen Bewohnern bis hin zum Bischof und dokumentierte in den Chroniken jeden einzelnen Zeitungsartikel, aus denen die Bewohner in der Regel selber erst erfahren hatten, welche Baumaßnahme als nächstes zu erwarten sei.

Von einer direkten Kommunikation des Landeskirchenamts mit dem Kloster findet sich in den Quellen kaum eine Spur, wir sind ja auch erst in den achtziger Jahren. Für die Umgestaltung der historischen Räume mit einem neuen Zugang vom Klostergarten aus war es zunächst erforderlich, im oberen Stockwerk Platz für eine Küche und ein Wohnzimmer mit Bibliothek zu schaffen, dazu musste das Wohnheim erst einmal geräumt werden. Zwischen der offiziellen Kündigung im Sommer 1991 und dem Auszug der allerletzten drei Bewohner im Sommer 1992, inmitten aufreibender Gespräche und Interventionen, starb eines Tages der beliebte Ephorus, der Systematische Theologe Hans-Joachim Birkner. Zum Sommersemester 1993 konnten die ersten Bewohner auf die umgebauten Etagen zurückkehren und von dort aus beobachten, wie unachtsame Bauarbeiter im Garten die alten Grabsteine zertrümmerten. Als schließlich im November 1994 Kreuzgang und Refektorium als »gerettete Tradition«, wie es hieß, in einem landeskirchlichen Festakt eingeweiht wurden, begnügten sich die Studierenden eben nach alter monastischer Sitte mit den »billigen Plätzen«. In den historischen Gewölben sollte sie fortan nurmehr zu Besuch sein.³³

Seitdem lassen sich in einer dritten und letzten Phase unserer Klostergeschichte, wenn mich nicht alles täuscht, zwei gegenläufige Beobachtungen machen: Einerseits staunt man darüber, dass die Gemeinschaft sich trotz aller Einschränkungen doch wieder konsolidiert hat, auch wenn aus den Chroniken ersichtlich ist, dass es nach einer Serie von Traditionsabbrüchen tatsächlich eine Weile dauerte, bis aus der notvollen Enge eine Tugend gemacht und der geschwisterliche Umgang noch einmal ganz neu erfunden und eingeübt war. Ebenso erstaunlich ist aber gleichzeitig zu beobachten, wie von nun an mit jedem einzelnen Schritt, der *unten* zur öffentlichen Bewusstmachung des verlorengelauten Schatzes unternommen wurde, *oben* das einst berühmte Wohnheim, durch dessen Neubau am Gründungsort der Universität dieser Schatz erst einmal gerettet worden war, mehr und mehr in Vergessenheit geriet. Das Klosterleben in dieser zurückliegenden Phase scheint mir von einem dauerhaften Bemühen geprägt zu sein, sich immer wieder in Erinnerung bringen zu müssen, und gerade hierin hat die sich von Semester zu Semester stets verjüngende Gemeinschaft wohl auch ein nach innen hin verbindendes Thema, das für ein kontinuierliches Selbstbewusstsein sorgt, auch wenn die Wohnzeiten der Einzelnen immer begrenzt sind. Finanziell übrigens bleibt das »Kieler Kloster« ein Zuschussgeschäft, aber der Trägerverein bekennt sich dazu, sich diese Kostbarkeit leisten zu wollen. Beide Ebenen dieses Schatzes, Wohnheim und Parterre, gehören in ihrer Bedeutung

33 Vgl. soweit Chronik 1987–1992/93 (wie Anm. 31) – Über den Ephorus Martin Rössler / Matthias Wolfes: Hans-Joachim Birkner, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon 15 (1999), S. 152–159.

weiter zusammen, wenn auch die Arbeit in unterschiedlichen Händen liegt: Unterhalten und gepflegt werden die gotischen Räume, der Turm und der Garten nicht von einem Institut der Landeskirche, sondern von einem rührigen Verein, unter dessen Ägide in diesem Vierteljahrhundert eine Art Geschichts- und Skulpturenpark entstanden ist, der die Umrisse der alten Klosterkirche erfahrbar macht, die Zeugnisse der Vergangenheit in Beziehung setzt und auch manchem Gast eine grüne Oase der Ruhe bietet – jedenfalls, soweit nicht zusätzlich Gastronomie, ein Platzkonzert oder eine Hochzeitsgesellschaft das Ruhebedürfnis der Studierenden im oberen Teil des Schatzes auf die Probe stellen, wo am Gründungsort der Universität lebende Mitglieder der Universität auf andere Weise die Tradition dieses Gebäudes fortsetzen.³⁴

Aus den Chroniken kann man denn auch sehr plastisch ablesen, wie überrascht die damalige Bewohnerschaft vom Einbau eines Carillons in den Turm gewesen sein muss, das inzwischen zu den ganz besonderen Attraktionen der Kieler Altstadt gehört. Nur ganz wenige werden das geheime Adventskonzert gehört haben, das Dr. Gunther Strothmann, der Carillonneur, uns am 12. Dezember 2020 zum 70. Klostergeburtstag geschenkt hat, als letzten, aber wunderschönen Rest einer für diesen Tag geplanten Feier, auf die wir aus Gründen des Infektionsschutzes in Zeiten der Corona-Pandemie verzichten mussten; selbst zu dem Konzert konnten wir schließlich nicht einladen, weil Versammlungen sogar unter freiem Himmel aus hygienischen Gründen ausfallen mussten. Es war in diesen Monaten rührend zu erfahren, wie die Gemeinschaft im Kloster, aber auch in den anderen beiden Wohnheimen des Vereins, noch einmal stärker zusammenrückte, sorgsam aufeinander Acht gab, die Kranken und die Quarantänezimmer versorgte, und als wir davon kürzlich der Landesbischöfin berichteten, wie die Wohnheime in diesen schweren Zeiten ganz von selbst, von innen heraus, zu Orten eines alternativen Gemeindelebens unter Seelsorge und Nächstenliebe geworden sind, war sie ziemlich beeindruckt. Die evangelische Ausrichtung unseres Vereins macht noch immer einen Unterschied, und das hängt sehr mit der gegenseitigen Achtung zusammen, die übrigens auch das Personal einschließt. Er vermietet Zimmer mit Seele und einige sogar mit Seeblick. Der Verein ›Evangelische Studierendenheime in Kiel‹ erfindet sich zur Zeit wieder einmal neu, und die Frage nach seiner evangelischen Identität ist Teil dieser Neuausrichtung.³⁵ Der Bedarf nach studentischem Wohnraum ist groß. Als zweitgrößter Anbieter in Kiel nach dem Studentenwerk Schleswig-Holstein versprechen wir, dieser Aufgabe noch viele Jahre lang professionell und wertschätzend gerecht zu werden, an der historischen Gründungsstätte der Universität ebenso wie an den anderen Standorten des Vereins, die wir gern zu einem Zuhause auf Zeit machen wollen. Vielleicht gelingt uns eine Expansion. Aber wo der Herr nicht das Haus baut, arbeiten umsonst die, die daran bauen.

34 Vgl. Klosterverein: <https://kielerkloster.de/> [19. November 2023].

35 Vgl. Ev. Studentenheime in Kiel e.V.: <https://ev-studentenheime.de/> [19. November 2023].

Autor

Prof. Dr. Tim Lorentzen,

geboren 1973, Studium der Evangelischen Theologie und Germanistik, Philosophie und Pädagogik in Kiel und Greifswald. 2007 promoviert an der Universität München, 2013 ebenfalls in München habilitiert. Seit 2017 Professor für Neuere Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät der CAU. Vorstandsmitglied im Verein ›Evangelische Studierendenheime in Kiel‹ und Ephorus des ›Kieler Klosters‹.

E-Mail: Lorentzen@email.uni-kiel.de

© Open Access // Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

Von Greta und anderen Heldinnen

Kinderliteratur über den Klimawandel

Der Klimaschutz ist auch an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel allgegenwärtig. Die zeigen beispielsweise das Klimaschutzziel ›Klima Konzept 2030‹,¹ aber auch das Engagement von Studierenden bei ›Students for Future‹ und anderen Organisationen. Angeregt durch eine studentische Initiative in der Klimaschutzwoche ›Public Climate School‹ 2022 wurden am Seminar für Neuere deutsche Literatur Kinder- und Jugendbücher in den Blick genommen, die sich mit Fragen des Klimaschutzes auseinandersetzen.²

Die Beschäftigung mit Natur- und Umweltschutz im Kinder- und Jugendbuch ist seit dem Aufkommen der problemorientierten Kinder- und Jugendliteratur in den 1970er Jahren ein wichtiges Thema.³ Besonders die Atomkatastrophenbücher *Die letzten Kinder von Schewenborn* (1982) und *Die Wolke* (1988) von Gudrun Pausewang haben innerhalb der ökologischen Literatur eine besondere Aufmerksamkeit erfahren. Es entzündete sich aufgrund der drastischen Schilderungen der Folgen einer Atomkatastrophe ein überaus kontroverser Diskurs, der bis heute nachwirkt.⁴ Dieser lässt sich auf die Frage reduzieren, inwieweit man die realistischen Folgen eines Atomunfalls Kindern und Jugendlichen überhaupt zumuten kann. Während die Gefahr von Atomkraft kaum noch Gegenstand aktueller Umweltliteratur ist, lässt sich

1 Vgl. das Klimaschutzkonzept unter <https://www.klik.uni-kiel.de/de> [11. Juni 2023].

2 Der Beitrag basiert auf einem Vortrag der Verfasserin am 19. Mai 2022 unter dem Titel *Von großen und kleinen Weltretter*innen. Kinder- und Jugendliteratur zum Klimawandel* im Rahmen der ›Public Climate School‹ (CAU Kiel).

3 Vgl. Gabriele von Glasenapp: Apokalypse now! Formen und Funktionen von Utopien und Dystopien in der Kinder- und Jugendliteratur, in: Lesen für die Umwelt: Natur, Umwelt und Umweltschutz in der Kinder- und Jugendliteratur, hg. v. Hans-Heino Ewers, Gabriele von Glasenapp und Claudia Maria Pecher (Schriftenreihe der Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendliteratur Volkach; Deutsche Akademie für Kinder- und Jugendliteratur, Bd. 41), Baltmannsweiler 2013, S. 67–86.

4 Vgl. Regina Pantos: Störfälle. Der Streit um die Verleihung des Deutschen Jugendliteraturpreises 1988, in: *kj&m* 4 (2009), S. 19–22.

die zu Pausewangs Romanen geführte Debatte auf Literatur über die Klimakrise übertragen, da sie Strategien der Darstellung eines so komplexen Themas wie des Klimawandels in der Kinder- und Jugendliteratur bewerten hilft.

Grundsätzlich ist das Thema Klimaschutz auf dem Kinder- und Jugendbuchmarkt zunehmend bedeutsam: Besonders seit 2019 – quasi als Folge der ›Fridays for Future‹-Bewegung – sind viele Kinder- und Jugendbücher zu Umwelt- und Klimafragen entstanden.⁵ Für diesen Buchmarkt ist ökologische Literatur ein bedeutender Wirtschaftsfaktor. Dies trifft insbesondere auf Bücher für kleinere Kinder zu, deren Eltern sich dem neuen ›Lifestyle of Health and Sustainability‹ verpflichtet fühlen. Kinder- und Jugendbuchverlage betonen Bildungsgerechtigkeit und Nachhaltigkeit in ihren Unternehmensphilosophien und setzen trendorientiert mit neuen Programmreihen auf umweltgerechte Produktionsverfahren und Inhalte.⁶

Fragen zu Klima- und Umweltschutz und damit einhergehend auch zu Krisen der Gegenwart sind somit weiterhin Gegenstand von Literatur, die sich intentional an Kinder oder Jugendliche richtet. Der folgende Beitrag wird zunächst mit allgemeinen Beobachtungen zu Kinder- und Jugendliteratur beginnen, die das Thema Klimawandel aufgreift. Dann sollen die Merkmale solcher Texte exemplarisch anhand des Bilderbuches *Greta und die Großen* aufgezeigt werden.⁷ Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt somit in der Analyse des Bilderbuches, sodass der Fokus dieses Beitrages insgesamt auf Literatur liegt, die sich intentional an Kinder richtet. In Bezug auf jugendliterarische Texte wird das Thema Klimawandel meist mit dem wirkungsästhetischen Mittel der Spannung verbunden. Viele solcher Jugendbücher lassen sich dem Thriller zuordnen, wie beispielsweise die Romane *Fair Play. Spiel mit, sonst verlierst du alles!* von Kerstin Gulden oder *Dry* von Neal und Jarrod Shusterman. Aber auch phantastische Literatur und Dystopien sind häufige Genres von Jugendliteratur, die die Klimakrise aufgreift.

Der Klimawandel als Thema in der Kinderliteratur

Der Korpus der Kinder- und Jugendliteratur umfasst den Medienverbund, der von Filmen und Hörspielen über Bilderbücher bis hin zu Computerspielen reicht. Eine solche mediale Vielfalt lässt sich auch in Bezug auf die Klimathematik wiederfinden. Dieser Medienverbund umfasst unterschiedliche Genres und Gattungen, die Texte reichen vom Sach- und Bilderbuch über Comic und Kinderbuch bis hin zur Adoleszenzliteratur, der ›Future Fiction‹, dem Thriller oder

5 Vgl. Jana Mikota / Claudia Maria Pecher: Klima-, Umwelt- und Naturschutz in der aktuellen Kinder- und Jugendliteratur, in: *kj&m* 4 (2020), S. 8–18, hier S. 9.

6 Mikota / Pecher 2020 (wie Anm. 5), S. 9.

7 Tucker, Zoë: *Greta und die Großen*. Inspiriert von Greta Thunbergs Geschichte, München 2019.

dem ›Slam for Future‹. Auch Computerspiele, Hörspiele oder Animationsfilme thematisieren den Klimawandel. Die Vielfalt solcher Medien zum Thema Klimawandel belegt, dass die Natur- und Umweltschutzthematik mittlerweile ein bedeutender Wirtschaftsfaktor auf dem Buchmarkt ist. Seit 2011 wird zudem monatlich der Klima-Buch-Tipp von der Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendliteratur veröffentlicht. Das führt zu noch mehr Aufmerksamkeit in diesem Bereich. Vor allem aber sollte Greta Thunbergs Auftritt und in deren Folge die Jugendbewegung ›Fridays for Future‹ für ein international spürbares Interesse und damit einhergehendes Publikumsengagement auf dem Buchmarkt sorgen, das insbesondere die Bedeutung des Klimawandels für Kinder in den Mittelpunkt rückte.⁸

Gerade im Bereich der Kinderliteratur zeigen viele Sachbücher und Romane eine didaktische Ausrichtung, die sich mit dem literaturdidaktischen Paradigma ›Erziehung durch Literatur‹ umschreiben lässt. Zahlreiche Ratgeberliteratur, aber auch fiktionale Texte stellen ins Zentrum, wie sich Kinder engagieren sollen. Sie erklären einerseits, was den Klimawandel verursacht. Andererseits werden Lösungen der Krise präsentiert, die sich meist auf Verhaltensänderungen im Alltag beziehen. Das unterscheidet solche Literatur von den Atomkatastrophen thematisierenden Romanen beispielsweise Gudrun Pausewangs, in denen Kinder und Jugendliche der Atomkraft machtlos gegenüberstehen und letztlich nur die Erwachsenen anklagen können, weil die Elterngeneration nicht entschieden gegen Atomkraft protestierte. In aktueller Kinder- und Jugendliteratur werden Kinder und Jugendliche hingegen dazu aufgefordert, selbst aktiv zu werden und das eigene Konsumverhalten im Sinne der Nachhaltigkeit zu verändern. Das zeigen allein die Titel aktueller Umweltschutzbücher, wie die folgende exemplarische Auflistung zeigt: *Stories für kleine Weltretter. – Julie will die Welt retten. – Rettet die Erde. – You for future. – So viel Müll. Wie du die Umwelt schützen kannst. – Das große Buch für Weltretter. – Mich dich ein. – Unsere Erde. Wenn wir sie schützen, beschützt sie uns. – Klug für das Klima argumentieren. – Wetten, dass wir die Welt retten. – Umweltheld in zwei Minuten. – 50 kleine Revolutionen, mit denen du die Welt (ein bisschen) schöner machst. – Das ist auch meine Welt. Wie können wir sie besser machen? – Die Welt verstehen und verändern. – Grüner wird's nicht. Der Sommer, in dem ich die Welt rettete. – Klimahelden. Von Goldsammlerinnen und Meeresputzern ...*

Mittels solcher Paratexte wird ein direkter Bezug zu den jungen Rezipientinnen und Rezipienten hergestellt, indem diese bereits im Titel mit den Pronomen ›du‹ oder ›wir‹ angesprochen werden. Diese direkte Ansprache weist Kindern Verantwortung für die Lösung der Umweltprobleme zu. Es wird suggeriert, dass Kinder die Klimakrise lösen können. Zugleich werden Kinder und Jugendliche, die sich für Umweltfragen einsetzen, als Retter oder Held bezeichnet, um so die Bedeutsamkeit junger Menschen hervorzuheben. Es wird somit bereits in den Buchtiteln ein Bild von einflussreichen jungen Menschen konstruiert, das den tatsächlichen hier-

⁸ Vgl. Mikota / Pecher 2020 (wie Anm. 5), S. 11 f.

archischen Machtverhältnissen nicht entspricht. Mit der Verantwortungszuweisung an Kinder geht aber auch einher, dass die Erderwärmung vereinfacht dargestellt wird, was häufig zu Lasten von Ernsthaftigkeit und Faktizität geht. Gerade der Sachbuchbereich ist als Ratgeberliteratur anzusehen, die ins Zentrum stellt, wie Kinder und Jugendliche sich engagieren sollen.⁹ Dazu trägt auch bei, dass solche Sachbücher suggerieren, dass der Klimawandel durch Verhaltensänderungen aufgehalten werden kann. Solche Bücher vermitteln Kindern die falsche Idee, nach der kleine Veränderungen im Alltag die Ressourcen unserer Welt schonen könnten und zu einer drastischen Reduzierung des CO₂-Ausstoßes beitragen würden. Dass Kinder durch ihr Engagement den Klimawandel aufhalten können, kommt zwar dem kindlichen Wunsch nach einem positiven Ausgang entgegen, verschweigt jungen Menschen aber letztlich die Schwere der Krise. Häufig wird die menschengemachte Veränderung des Klimas anhand des Waldes erklärt.¹⁰ Dieser literarische Raum ist Kindern vertrauter als ein Atoll des Pazifiks. Die globale Bedeutung der Erderwärmung wird so aber nicht erfasst. Zusammenfassend bedeutet eine Vielzahl an Literatur somit nicht eine Qualitätssteigerung, wie die Literaturwissenschaftlerinnen Jana Mikota und Claudia Maria Pecher zusammenfassen:

»Unzulängliche Sachrecherche, vordergründige Befriedigung des Unterhaltungswunsches und trendorientierter Erzählpragmatismus scheinen nicht selten zu Ungunsten eines angemessenen literarischen Mehr- sowie sachgeleiteten Informationswerts vorgezogen zu werden.«¹¹

Der erzieherische Anspruch einer ökologischen Bildung scheint in solcher Literatur vordergründig zu sein.

Eine weitere Auffälligkeit von Kinderliteratur zum Thema Klimawandel ist, dass viele Hauptfiguren weiblich sind. Das geht vermutlich auf die Popularität von Greta Thunberg zurück. Diese kann als neue Heldin der Kinder- und Jugendliteratur gelten, was sich an der Vielzahl an Publikationen über sie belegen lässt. Die Medien reichen von Dokumentationen ihrer Reden und Darstellungen ihrer Biografie über Ratgeber und sie ist Namensgeberin für Bilderbücher, die eine Geschichte erzählen.¹² Dabei ist zunächst bemerkenswert, wie Greta Thunberg auf den einzelnen Titelbildern dargestellt wird.

9 Jana Mikota: Palmen am Nordpol oder Ohne Eis kein Eisbär. Die Klimakrise in der aktuellen Kinder- und Jugend(Sach)literatur, in: *kj&m* 4 (2020), S. 25-29, hier S. 27.

10 Zum literarischen Raum des Waldes in der Kinder- und Jugendliteratur vgl. Mikota / Pecher 2020 (wie Anm. 5), S. 14 f.

11 Mikota / Pecher 2020 (wie Anm. 5), S. 13.

12 Vgl. Mikota 2020 (wie Anm. 9), S. 25 f.



← **Abb. 1.** Greta Thunberg vor dem schwedischen Parlament. Foto 2018: TT News Agency/ Hanna Franzen/ REUTERS. [tagesanzeiger.ch](https://www.tagesanzeiger.ch).



↑ **Abb. 2.** Exemplarische Buchcover mit von Greta Thunberg inspirierten Motiven (obere Reihe: v.l.n.r.): Valentina Camerini: Gretas Geschichte. Du bist nie zu klein, um etwas zu bewirken. Illustriert von Veronica »Veci« Caratello, Königswinter 2019 • Valentina Giannella: Mein Name ist Greta. Das Manifest einer neuen Generation. Illustrationen: Manuela Marazzi, Zürich 2019 • Claus Hecking / Charlotte Schönberger / Ilka Sokolowski: Unsere Zukunft ist jetzt! Kämpfe wie Greta Thunberg fürs Klima. Illustriert von Franziska Viviane Zobel, Hamburg 2019 • Viviana Mazza: Jeden Freitag die Welt bewegen. Gretas Geschichte. Illustriert von Elisa Macellari, München 2019 • Jana Steinmaier: Lesespur. Greta und das Klima. Dreifach differenzierte Texte für die Klassen 3 bis 6, Augsburg 2020 • (untere Reihe: v.l.n.r.) Zoë Tucker: Greta und die Großen. Inspiriert von Greta Thunbergs Geschichte, München 2019 • Tracey Turner: First Names: Greta (Thunberg). Illustrated by Tom Knight, La Vergne 2021 • María Isabel Sánchez Vegara: Greta Thunberg. Little People, Big Dreams. Illustriert von Anke Weckmann, Berlin 2020 • Jeanette Winter: Greta, wie ein kleines Mädchen zu einer großen Heldin wurde, München 2019.

Die meisten gezeichneten Titelbilder orientieren sich an einem Pressefoto von Greta Thunberg, das sie im Alter von 15 Jahren zeigt, als Thunberg vor dem schwedischen Parlament mehr Klimaschutz fordert.¹³ Sie trägt einen gelben Regenmantel, hat eine Mütze auf, unter der ihre Zöpfe zu sehen sind, und trägt das bekannte Plakat, das zum Schulstreik aufruft: SKOLSTREJK FÖR KLIMATET. Dieses mittlerweile mehrere Jahre alte Pressefoto ist die offensichtlich wichtigste Vorlage auch vieler Buchcover von Kinderliteratur.

Die Zeichnungen übernehmen dabei Kleidung und Haltung genau dieses Fotos und stellen so eine Realitätsreferenz zu der realen Greta Thunberg her. Zudem erscheint Thunberg auf allen Kinderbuchcovern als Kind und nicht als Teenager oder junge Frau, was durch die zeichnerische Umsetzung noch gesteigert wird und so in einen Gegensatz zu Erwachsenen tritt. Damit wird in Bezug auf die Lösung der Klimafrage eine strikte Trennung zur Erwachsenenwelt vollzogen.¹⁴ Eine solche Polarisierung zwischen der Kinder- und der Elterngeneration lässt sich bereits in der Kinder- und Jugendliteratur der 1980er Jahre nachweisen.¹⁵ Des Weiteren fällt auf, dass Greta Thunberg immer mit einem Plakat dargestellt wird, auch wenn die Kinderbücher mitunter einen anderen Text als SKOLSTREJK FÖR KLIMATET zeigen, beispielsweise den Titel des Buches auf dem Schild abdrucken.¹⁶ Neben dem Plakat trägt die Mädchenfigur auf den Buchcovern auch den gelben Regenmantel. So werden Zöpfe, Regenmantel und Plakat zu Attributen einer inszenierten Figur. Die Klimaschutz-Bewegung wird auf eine Figur reduziert, die Teil einer Popkultur geworden ist.

Zoe Tucker: Greta und die Großen (2019)

Ein Bezug zu Greta Thunberg zeigt exemplarisch der Titel des Bilderbuches *Greta und die Großen* (2019) von der Autorin Zoe Tucker auf, gezeichnet wurden die Bilder von Zoe Persico.¹⁷ Das Bilderbuch handelt von einem Mädchen namens Greta, das im Wald lebt und eines Tages von den Tieren um Hilfe gebeten wird, weil die Erwachsenen ihre Lebenswelt zerstören. Greta hilft den Tieren, indem sie sich mit einem Schild, auf dem »Stop!« steht, in den Wald stellt.¹⁸ Immer mehr Tiere und Kinder schließen sich Greta an und halten Plakate hoch, bis die Riesen endlich Greta zuhören und

13 Vgl. <https://www.tagesanzeiger.ch/greta-thunberg-beendet-schulstreik-fuers-klima-187158410895> [15. Juni 2023].

14 Vgl. zum Thema der Generationengerechtigkeit auch Mikota / Pecher 2020 (wie Anm. 5), S. 13 f. – Alexandra Ritter: Angerührt sein und aufgerüttelt werden. Natur- und Umweltschutz im Bilderbuch, in: *kj&m* 4 (2020), S. 57–63, hier S. 61. – Anna Stemmann: Generationale Umweltkrisen Verbindungen von Age Studies und Kulturökologie, in: *Jahrbuch der Gesellschaft für Kinder- und Jugendliteratur-Forschung* 2022, S. 25–36.

15 Auch bei Pausewangs Atomkraftbüchern klagen die Kinder ihre Eltern an. Vgl. Mikota / Pecher 2020 (wie Anm. 5), S. 14.

16 Vgl. Winter 2019 (wie Anm. 13).

17 Vgl. Tucker 2019 (wie Anm. 7).

18 Vgl. Tucker 2019 (wie Anm. 7), o.S. [13]. Das Buch ist unpagniert.



← **Abb. 3.** Illustration aus: Zoë Tucker: Greta und die Großen. Inspiriert von Greta Thunbergs Geschichte, München 2019.

beschließen, ihre Lebensweise zu ändern. Das Bilderbuch mündet am Schluss in eine Utopie: »Und schon bald ... war der Wald schöner, als sie es sich je hätten vorstellen können.«¹⁹

Geradezu genretypisch für Kinderbücher, die den Klimawandel aufgreifen, ist die Hauptfigur in Tuckers Bilderbuch weiblich und der literarische Raum ist der Wald. Bereits auf dem Cover referiert das Kinderbuch auf die reale Greta Thunberg, denn das Mädchen Greta zeigt einige Ähnlichkeit mit der realen Klimaaktivistin wie sie auf dem bereits erwähnten Pressefoto abgebildet ist.

Mit einer solchen Ästhetik schließt das Bilderbuch an andere Kinderliteratur zum Klimawandel an. Das Mädchen Greta steht auf einer Lichtung in einem schönen Wald, sie hat zwei Zöpfe und trägt trotz strahlenden Sonnenscheins einen gelben Lodenmantel. Da sie zudem Greta heißt, ist die Referenz auf die reale Greta Thunberg überdeutlich. Die Besonderheit des Mädchens wird durch zahlreiche ästhetische Mittel herausgestellt: Gretas Bedeutung für die Tiere, die das Mädchen auf der folgenden Seite um Hilfe bitten, zeigt sich allein durch die Bildkomposition: Große und kleine Tiere umringen Greta und schauen sie an. Greta steht in der Zentralposition in der Bildmitte, was ihre Bedeutung unterstreicht.²⁰ Dass Tiere unterschied-

¹⁹ Vgl. Tucker 2019 (wie Anm. 7), o.S. [26 f.].

²⁰ Zur Bildkomposition im Bilderbuch vgl. Tobias Kurwinkel: Bilderbuchanalyse: Narrativik, Ästhetik, Didaktik, 2. akt. Aufl. Tübingen 2020, S. 161 u. 163.

licher Arten friedlich beieinanderstehen, lässt die Situation harmonisch erscheinen, Natur und Mensch sind im Einklang miteinander.

Zudem zeigt sich im ganzen Bilderbuch eine auffällige Lichtmetaphorik: Greta steht stets mitten in einem hellen Licht, das an Gemälde aus der Zeit der Aufklärung erinnert oder auch an Mariendarstellungen aus dem Mittelalter. Die Helligkeit wird in dem Bilderbuch weniger genutzt, um Tiefe oder räumliche Distanz auszudrücken, vielmehr lenkt sie den Fokus des Rezipienten oder der Rezipientin auf die Figur Greta. Diese steht im gesamten Buch in hellem Sonnenlicht und zwar unabhängig davon, in welcher Situation sie sich gerade befindet. Licht gilt in der Kulturgeschichte als Metapher für das Göttliche, in allen Kulturen wird Licht mit Transzendenz verbunden.²¹ Es steht aber auch für Vernunft und Weisheit.²²

»Das Licht entscheidet oft darüber, welches Wesen in den Vordergrund tritt und sichtbar wird.«²³

Da das Mädchen Greta in dem Bilderbuch stets im hellen Licht steht, selbst dann, wenn sie sich mitten im Wald befindet, wird ihre positive Bedeutsamkeit betont. Greta verkörpert – im Gegensatz zu den Riesen – eine vernünftige, kluge Haltung. Letztlich unterstreicht die Hell-Dunkel-Metaphorik, dass ein Mädchen und nicht die Erwachsenen als Helfer der Tiere auftritt und klug handelt. Im Sinne eines multimodalen Erzählens wird die Überlegenheit der Figur Greta gegenüber den Erwachsenen somit auch zeichnerisch dargestellt.

Ganz anders werden die Erwachsenen abgebildet, die allerdings nicht als solche direkt benannt werden. Text und Bild stellen Erwachsene bildhaft als »die Großen« oder »Riesen« dar.

»Die Großen waren schon immer da gewesen, so lange Greta denken konnte, doch nun waren sie schlimmer denn je. Sie waren gierige Riesen, die nie genug bekamen, und sie waren immerzu beschäftigt.«²⁴

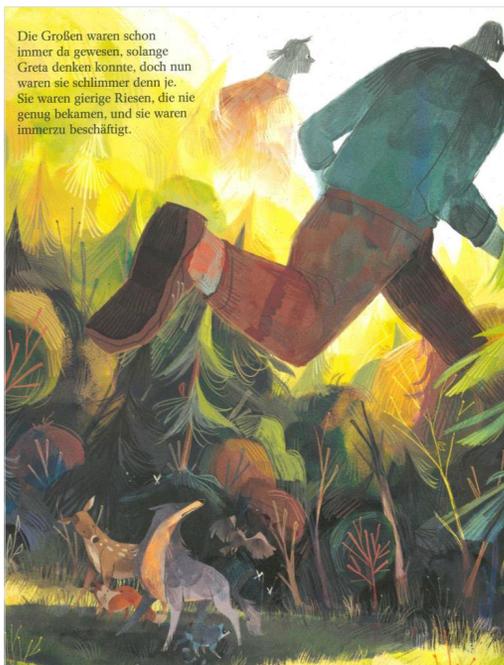
Diese Zuordnung der Großen als Umweltzerstörer wird nicht nur im Text, sondern auch in den Zeichnungen zur Geltung gebracht: Die Riesen erscheinen auf diesem Bild allein aufgrund ihrer Größe als Bedrohung für den Wald, denn sie springen mit Leichtigkeit über die Bäume hinweg und zerstören so Teile des Waldes. Zudem werfen sie riesige Schatten auf die Lichtung, auf der die Tiere verängstigt stehen. Die Bilderbuchseite ist ein starker Kontrast zu der friedlichen Dar-

21 Vgl. Massimo Mariani: *Das Licht in der Kunst*, Berlin 2022, S. 102. – Roger Thiel: Art. Licht, in: Metzler Lexikon Ästhetik. Kunst, Medien, Design und Alltag, hg. v. Achim Trebeß, Stuttgart 2006, S. 233–235, hier S. 233.

22 Vgl. Thiel 2006 (wie Anm. 23), S. 233.

23 Mariani 2022 (wie Anm. 23), S. 57.

24 Tucker 2019 (wie Anm. 7), o.S. [5].



← **Abb. 4.** Illustration aus: Zoë Tucker: Greta und die Großen. Inspiriert von Greta Thunbergs Geschichte, München 2019.

stellung auf der ersten Seite, in der der Wald als ein heller, schöner Lebensraum dargestellt wird. Zum einen wirkt der Wald mit dem Auftreten der Riesen auf einmal düster und leblos, kahle Äste stehen am Rande der Lichtung und es dringt kaum Sonnenlicht auf die Wiese. Die Tiere befinden sich im Schatten der Riesen. Zum anderen erscheinen die Großen, die in dunklen Farben gezeichnet sind, als bedrohliche und rücksichtslose Wesen. Ihre Köpfe sind ungewöhnlich klein, was sie grotesk, aber nicht weniger gefährlich aussehen lässt. Insgesamt erscheint die Szenerie recht gruselig für ein Bilderbuch. Während Kinder und Tiere im Wald leben, der ohne die Riesen als Naturidylle erscheint, bewohnen die Großen den literarischen Raum der dunklen Stadt, die den Wald zu zerstören droht.²⁵

»Wenig subtil färbt diese Gestaltung die generationalen Gefüge entsprechend problematisch ein: Die Jungen warnen, die Großen erscheinen als Zerstörer.«²⁶

Eine solche vereinfachende Gegenüberstellung von einer warnenden, die Natur bewahrenden Jugend und umweltzerstörenden Erwachsenen erweist sich als häufig in der Kinder- und Jugendliteratur zu ökologischen Themen.

²⁵ Vgl. Stemmann 2022 (wie Anm. 15), S. 30.

²⁶ Stemmann 2022 (wie Anm. 15), S. 30.



← **Abb. 5.** Illustration aus: Zoë Tucker: *Greta und die Großen*. Inspiriert von Greta Thunbergs Geschichte, München 2019.

Insbesondere die Vorstellung einer Einheit von Kindheit und Natur ist dominant, ebenso die Imagination von Jugend als Kraft der Erneuerung. Beides erhält im Kontext der ökologischen Krisen jedoch eine andere Funktion, indem diese kindlichen und jugendlichen Figuren zu Retenden werden müssen.²⁷ Auch in *Greta und die Großen* gelingt es dem Mädchen Greta schließlich, die Riesen zu überzeugen, in Einklang mit der Natur zu leben und den Wald zu schützen:

Die Abbildung zeigt erneut ein Bild der Harmonie, in dem nicht nur die Darstellung Gretas, sondern auch die Lichtmetaphorik wieder aufgegriffen wird. Der Riese bückt sich zu Greta herunter, was der Gestalt ihre Bedrohlichkeit nimmt, zudem ist der kleine Kopf nicht zu sehen, so dass dem Bild das Grotleske fehlt. Indem der Riese sich zu Greta hin hockt, kommt er ins Licht. Steht das Licht für Vernunft und Aufklärung, so ist dieses ins Licht Kommen als bildhafte Darstellung der Erkenntnis des Großen anzusehen, von nun an in Einklang mit der Natur zu leben. Bildhafte Darstellung und Text ergänzen sich gegenseitig:

»Die Großen fühlten sich schrecklich. ›Es tut uns leid‹, sagten sie. Und sie versprachen, sich mehr zu bemühen.«²⁸

²⁷ Vgl. Stemmann 2022 (wie Anm. 15), S. 33 f.

²⁸ Tucker 2019 (wie Anm. 7), o.S. [24].

Insgesamt erinnert die Geschichte aufgrund ihrer phantastischen Elemente wie den sprechenden Tieren oder Riesen an ein Märchen. Dies wird auch an den märchenhaften Formulierungen (»Es war einmal ein Mädchen«²⁹) sowie an der Schlussformel deutlich. Zudem verweist Anna Stemmann in Bezug auf das Eingangsbild (Abb. 3) auf Anleihen aus Disney-Filmen wie *Snow White and the Seven Dwarfs* (1937).³⁰ Auf solche Weise wird aber die Tragweite des Klimawandels marginalisiert. Die märchenhafte Darstellung verweigert sich der Ernsthaftigkeit. *Greta und die Großen* ist somit ein Beispiel dafür, wie recht holzschnittartig Positionen miteinander kontrastiert, aber auch tradierte Vorstellungen und Narrative, etwa des naturverbundenen Kindes, reaktiviert werden.³¹

Die eingangs formulierten Thesen zur Kinderliteratur über den Klimawandel spiegeln sich somit in *Greta und die Großen* wider. Das Bilderbuch referiert bewusst auf die Person Greta Thunberg, stellt diese aber dann vollkommen fiktional dar. Der Text nimmt im Gegensatz zu anderen Kinderbüchern keinen inhaltlichen Bezug auf die Klimaaktivistin vor. Denn in der fiktionalen Handlung stehen auf den Plakaten von Greta und den anderen Kindern und Tieren Wünsche wie »Stop!«, »Hört zu« oder »Rettet den Wald« und eben keine Forderungen von Klimaaktivisten. Nur auf dem Titelbild ist auf Gretas Plakat die Forderung »Streik fürs Klima« zu lesen. Es wird somit bewusst auf dem vorderen Buchdeckel etwas suggeriert, was dann im Bilderbuch selbst gar nicht aufgegriffen wird. Das Kinderbuch setzt sich nicht mit der Biografie Thunbergs auseinander oder mit Fakten zum Klimawandel. Vielmehr wird der Name Greta genutzt, um auf die Rodung des Waldes aufmerksam zu machen.

Auch wenn sich die Kinder im Bilderbuch zu einer Protestbewegung wie »Fridays for Future« zusammenschließen, bleibt ihre Aktion streng genommen unpolitisch. Hinter der Text-Bild-Erzählung lässt sich kein Konzept für ein ökologisches Handeln oder für eine neue Form des Zusammenlebens im Anthropozän entdecken, das über eine naive Vorstellung von Idylle als Ort der heilen Welt hinausgeht.³²

Letztlich ist der Verweis auf Greta Thunberg auch eine Marketingstrategie, die Eltern zum Kauf des Bilderbuches motivieren soll. Ähnlich verhält es sich mit dem Bezug zu Greenpeace. In *Greta und die Großen* wird auf dem hinteren Buchdeckel damit geworben, dass 20 Cent des 15 Euro teuren Bilderbuches an Greenpeace gespendet werden. Bezüge zu Nachhaltigkeit und Naturschutz sind somit auch eine Verlagsstrategie, um Umsätze zu generieren.

Am Schluss des Bilderbuches, nachdem sich der Wald in einen letztlich utopischen Lebensraum verwandelt hat, folgen auf die fiktionale Geschichte Sachinformationen der Autorin. Auf

29 Tucker 2019 (wie Anm. 7), o.S. [1].

30 Vgl. Stemmann 2022 (wie Anm. 15), hier S. 29.

31 Vgl. Stemmann 2022 (wie Anm. 15), S. 30.

32 Christine Lötscher: Ökopassionen Plädoyer für eine neomaterialistische Lektüre von Kinder- und Jugendmedien im Anthropozän, in: Jahrbuch der Gesellschaft für Kinder- und Jugendliteratur-Forschung 2022, S. 13-24, hier S. 18.

zwei Seiten wird dargestellt, was der Klimawandel ist und was Kinder tun können, um diesen aufzuhalten. Eingeleitet werden die Informationen durch die Überschrift: »Diese Geschichte wurde von einem echten Mädchen namens Greta Thunberg inspiriert.«³³

Auffallend ist, dass sich der Wortschatz ändert und nicht mehr zur eigentlichen Zielgruppe passt. Zwar erfolgt weiterhin eine kindliche Ansprache durch das Pronomen »du«. Kinder werden also direkt angesprochen, was wie dargestellt häufig in der Klimaliteratur für Kinder erfolgt. Während das Bilderbuch selbst sich an Kinder im Vorschulalter richtet, dürften diese die Semantik vieler Wörter aus dem Nachwort nicht verstehen. Begriffe wie »Kohlendioxid«, »UN-Klimakonferenz« oder »Erziehungsberechtigten«³⁴ entsprechen nicht einem Wortschatz für kleine Kinder. Zugleich werden Wertungen und Vereinfachungen vorgenommen: Formulierungen wie »Das bedeutet, dass die Erde immer wärmer wird, wodurch vieles hier auf unserem Planeten kaputtgeht,«³⁵ evozieren Fragen und können Ängste hervorrufen, informieren aber nicht kindgemäß über die Folgen der Erderwärmung. Was und auf welche Weise etwas »kaputtgeht«, wird nicht erläutert. Auch die Formulierung »Der Klimawandel ist die größte Krise, mit der die Menschheit je zu kämpfen hatte,«³⁶ ist aus zweierlei Sicht zu problematisieren. Da der Klimawandel ja bereits existent ist, schürt eine solche Formulierung bei Kindern Angst. Zugleich wird anderes Leid der Menschheitsgeschichte marginalisiert. Im weiteren Verlauf dieses Schlusskapitels werden Kinder aufgefordert, aktiv zu werden: »Das kannst du tun, um Greta zu helfen.«³⁷

Die Autorin gibt ihren Leserinnen und Lesern Tipps wie nicht zu fliegen oder regional einzukaufen. Damit lässt sich das Bilderbuch der Typologie der ›Texte zur ökologischen Aufklärung‹ einordnen, denn es geht vorwiegend um Wissensvermittlung über Umwelt- und Klimaschutz.³⁸ Von der Ästhetik her ist dieser Sachbucheil am Ende der Handlung ein Bruch: zum einen weil die Wortwahl sich ändert, zum anderen weil der erzieherische Charakter des Bilderbuches so überdeutlich wird. Das Angerührtsein als wichtige Intention eines Bilderbuches³⁹ geht durch den für Kinder nur schwer verständlichen Sachteil am Ende verloren. Allerdings zeigen im umgekehrten Fall immer mehr Sachbücher eine »Verbindung von Fiktionalem und

33 Tucker 2019 (wie Anm. 7), o.S. [29].

34 Tucker 2019 (wie Anm. 7), o.S. [29 f.]

35 Tucker 2019 (wie Anm. 7), o.S. [29].

36 Tucker 2019 (wie Anm. 7), o.S. [29].

37 Tucker 2019 (wie Anm. 7), o.S. [30].

38 Zu den Typologien vgl. Dagmar Lindenpütz: Natur und Umwelt als Thema der Kinder- und Jugendliteratur, in: Taschenbuch der Kinder- und Jugendliteratur. Bd. 2, hg. v. Günter Lange, 4. unveränd. Aufl., Baltmannsweiler 2005, S. 727–745, hier S. 732.

39 Vgl. Ritter 2020 (wie Anm. 15), S. 57 f.

Faktuellem,«⁴⁰ so dass die Vermischung von einer fiktiven Geschichte und Fakten in Kinderliteratur über den Klimawandel nicht ungewöhnlich ist. Insgesamt bleibt in *Greta und die Großen* nur wenig Raum für Vieldeutigkeiten, da letztlich alles im Buch gesagt bzw. gezeigt wird.

Fazit

Insgesamt scheinen viele Kinderbücher, die den Klimawandel thematisieren, in der Tradition der aufgeklärten ökologischen Literatur zu stehen und sind, wie es in ökologischer Literatur häufig vorliegt, vorwiegend pädagogisch intendiert.⁴¹ Die sich in mancher Literatur widerspiegelnden plakativen Darstellungen sind allerdings kritisch zu hinterfragen.⁴² Inwieweit solche Literatur dann wirklich dazu führt, dass Kinder eine Sensibilität für Umweltfragen entwickeln, Verhaltensänderungen vornehmen und auch auf ihre Eltern einwirken, lässt sich hingegen kaum empirisch untersuchen. Ob Menschen durch Literatur langfristig zu einem Bewusstsein für Nachhaltigkeit erzogen werden können, ist bislang nicht erforscht. Auch Alexandra Ritter weist darauf hin, dass vereinfachte Darstellungen wenig Raum für Diskussionen lassen und Effekte bezüglich der erwünschten Verhaltensänderung »eher fragwürdig« seien.⁴³ Aktuelle empirische Untersuchungen der Umweltpsychologie zeigen beispielsweise, dass nicht nur Wissen, sondern auch psychische Ressourcen wie Achtsamkeit und Selbstwirksamkeit zu einem veränderten Umweltverhalten führt. Auch soziale Normen, individuelle Selbstzuschreibungen sowie der Verhaltensaufwand, die sogenannten Verhaltenskosten, beeinflussen nachhaltiges Verhalten.⁴⁴ Es müssen somit auch Rahmenbedingungen verändert werden, damit Menschen nachhaltiges Verhalten leichter umsetzen können.⁴⁵ Eine solche Aufgabe aber kann nur von Erwachsenen bewältigt werden.

40 Ritter 2020 (wie Anm. 15), S. 60.

41 Vgl. Überblick bei Mikota / Pecher 2020 (wie Anm. 5). – Ritter 2020 (wie Anm. 15), S. 60.

42 Vgl. Mikota / Pecher 2020 (wie Anm. 5), S. 13. – Ritter 2020 (wie Anm. 15), S. 61.

43 Vgl. Ritter 2020 (wie Anm. 15), S. 61.

44 Vgl. Marcel Hunecke: Psychologie und Klimakrise. Psychologische Erkenntnisse zum klimabezogenen Verhalten und Erleben, Berlin 2022, S. 11–29.

45 Vgl. Katharina Beyerl: Was motiviert zu nachhaltigem Handeln? Perspektiven aus der umweltpsychologisch-transdisziplinären Praxis, in: Climate Action / Psychologie der Klimakrise. Handlungshemmnisse und Handlungsmöglichkeiten, hg. v. Lea Dohm, Felix Peter und Katharina van Bronswijk, Gießen 2021, S. 355–370.

Autorin

Dr. Anke Christensen,

geboren 1974, Studium Germanistik, Geschichte, Wirtschaft/Politik (Lehramt an Gymnasien), Erstes Staatsexamen in Germanistik und Geschichte 1999, Erweiterungsprüfung in Wirtschaft/Politik 2000, 2003 Zweites Staatsexamen, 2008–2017 Studienrätin im Hochschuldienst und Auslandsschuldienst, Promotion 2021 an der Universität Osnabrück, seit 2017 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Neuere Deutsche Literatur und Medien in Kiel.

E-Mail: achristensen@ndl-medien.uni-kiel.de

© Open Access // Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

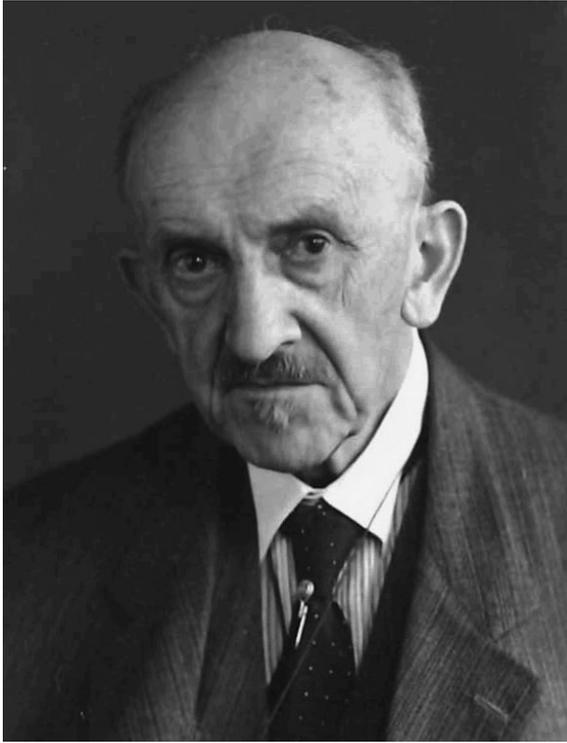
Schicksalsjahre eines Museums?

Arthur Haseloff und die Kunsthalle zu Kiel (1920–1939)

— Dieser Beitrag blickt aus der Perspektive der Kunsthalle zu Kiel auf den Kieler Ordinarius Arthur Haseloff (1872–1955) zurück – auf sein Wirken und seine fortwährende Bedeutung für die Kieler Museumseinrichtung.¹ Angesichts der aktuellen Schließung der Kunsthalle im Zuge ihrer umfassenden Sanierung steht die Abfassung unter besonderen Umständen. Der Beitrag bietet einen willkommenen Anlass, sich abseits des von logistischen Fragen der Sammlungs-auslagerung und infrastrukturellen Planungsdetails bestimmten Alltagsgeschäftes mit der Vorgeschichte des eigenen Arbeitsplatzes und einem ihrer bedeutendsten Direktoren im Besonderen zu beschäftigen.

Als Arthur Haseloff als ausgewiesener Experte für mittelalterliche Buchmalerei im Juni 1920 zum ordentlichen Professor der Kunstgeschichte nach Kiel berufen wurde, galt seine Beschäftigung vornehmlich der Forschung, der akademischen Lehre und der Leitung des kunsthistorischen Seminars der Christian-Albrechts-Universität, dem heutigen kunsthistorischen Institut. Das Amt als Direktor der Kunsthalle trat Haseloff gewissermaßen als Nebenamt an, wie es der Direktor der Berliner Nationalgalerie, Ludwig Justi, 1930 formulierte:

1 Die folgenden Ausführungen basieren in Teilen auf Regina Göckede: Ein Ort für die moderne Kunst? Zur Sammlungs- und Ausstellungsgeschichte der Kunsthalle zu Kiel zwischen 1900 und 1945, in: *Moderne am Meer I. Künstlerische Positionen im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts in Schleswig-Holstein*, hg. v. Kirsten Baumann, Klaus Gereon Beuckers und Ulrich Schneider, Petersberg 2021, S. 41–53. – Zu Arthur Haseloff vgl. Arthur Haseloff und Martin Wackernagel. *Mit Maultier und Kamera durch Unteritalien. Forschungen zur Kunst im Südreich der Hohenstaufen (1905–1915)*, Ausst. Kat. Universitätsbibliothek Kiel, hg. v. Uwe Albrecht, Annette Hannig und Astrid Wehser, Kiel 2005. – Ulrich Kuder: Arthur Haseloff – qui vexilla eruditionis Germanicae protulit, in: Christiana Albertina. *Forschungen und Berichte aus der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel* 69 (2009), S. 45–52. – Arthur Haseloff als Erforscher mittelalterlicher Buchmalerei, hg. v. Ulrich Kuder und Hans-Walter Stork, Kiel 2013. – Karen Bruhn: Das Kieler kunsthistorische Institut im Nationalsozialismus. *Lehre und Forschung im Kontext der deutschen Kunst (Kieler Werkstücke, Reihe A, Bd. 47)*, Frankfurt am Main 2017, S. 25–46, 73–80 u. 83–88. – Uwe Albrecht: Arthur Haseloff beschreitet neue Wege. *Das Medium der Fotografie als Instrument in Forschung und Lehre*, in: *Forschung in ihrer Zeit. 125 Jahre Kunsthistorisches Institut der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel*, hg. v. Klaus Gereon Beuckers und Ulrich Kuder (Kieler kunsthistorische Schriften, N.F. Bd. 18), Kiel 2020, S. 173–197.



← **Abb. 1.** Arthur Haseloff, Anfang/Mitte der 1930er Jahre. © Archiv Kunsthalle zu Kiel/Schleswig-Holsteinischer Kunstverein (A-KHK/SHKV).

→ **Abb. 2.** Kunsthalle zu Kiel mit Eingangsportale (Ansicht vom Düsternbrooker Weg), um 1926. © Archiv Kunsthalle zu Kiel/Schleswig-Holsteinischer Kunstverein (A-KHK/SHKV).

»Die Kieler Kunsthalle wird von dem jeweiligen Universitätsprofessor für Kunstgeschichte im Nebenamt geleitet. Die Kunsthistoriker an den Universitäten und den Museen schätzen sich gegenseitig nicht immer sehr. Sachkenntnis und Gedankenreichtum wird wechselseitig vermisst. [...] Nun steht auf der Kieler Lehrkanzel seit 1920 Arthur Haseloff, der seine Laufbahn nicht mit Meinungen und Beleuchtungen begann, sondern mit der gründlichsten Aneignung einer Sachkenntnis, wie sie kein expertisenspendender ›Kenner‹ genauer haben kann. Er trat dann in den Dienst der Berliner Museen und hat lange Jahre unter Bode gearbeitet. Wenn nun einer der besten europäischen Kenner des hohen Mittelalters sich für Nolde, Rohlf's und Barlach einsetzt, so wird man das gewiß nicht auf Bodes Geschmack zurückführen, aber die langjährige Schulung an einem Museum mag doch dazu beigetragen haben ihn zu lehren, daß Ankäufe nicht ein Herumstümpfern sein dürfen, sondern nach klaren Grundsätzen geschehen sollen [...].«²

2 Ludwig Justi: [Einführung zum Textbeitrag Arthur Haseloffs], in: Museum der Gegenwart. Zeitschrift der deutschen Museen für Neuere Kunst, Jg. 1, H. 1 (1930), S. 62 unten.



Dass Haseloff hier von einer Schlüsselfigur für die museale Repräsentation des deutschen Expressionismus³ in dessen seit 1930 herausgegebenen Schriftenreihe *Museum der Gegenwart*⁴ als Kenner der neueren Kunst gelobt wird, mag überraschen. Aber eine 44 Personen umfassende Liste »Ständige[r] Mitarbeiter«⁵ eben dieser Zeitschrift führt den Kieler Museumsdirektor neben so namhaften Figuren wie Alfred Barr, dem Gründungsdirektor des New Yorker MoMA, oder dem einflussreichen Direktor der Kunsthalle Mannheim, Gustav Hartlaub. Als Museumsleiter wird Haseloff damit »in die Front der entschiedenen Befürworter der Gegenwartskunst eingereiht.«⁶

Die in diesem Zusammenhang von Ludwig Justi als wechselseitig gewinnbringend bewertete Doppelfunktion Haseloffs als Hochschullehrer und Museumsdirektor wird im Fol-

3 Vgl. Kurt Winkler: Ludwig Justi und der Expressionismus. Zur Musealisierung der Avantgarde, in: Jahrbuch der Berliner Museen, 52. Bd. (2010), Beiheft, Ludwig Justi. – Kunst und Öffentlichkeit. Beiträge des Symposiums aus Anlass des 50. Todestages von Ludwig Justi (1876–1957), 19. und 20. Oktober 2007, S. 81–87.

4 Vgl. Winkler 2010 (wie Anm. 3), S. 84. Vgl. hierzu umfassend: Kurt Winkler: Museum und Avantgarde. Ludwig Justis Zeitschrift »Museum der Gegenwart« und die Musealisierung des Expressionismus, Opladen 2002.

5 Vgl. *Museum der Gegenwart* (wie Anm. 2), S. 88.

6 Winkler 2002 (wie Anm. 4), S. 160.

genden zuvorderst mit Blick auf das vermeintliche museale Nebenamt untersucht. Dazu gilt es, zunächst die historischen Hintergründe der von Haseloff in Kiel angetroffenen besonderen institutionellen Situation zu rekonstruieren. Nur vor diesem Hintergrund lässt sich daraufhin das von ihm Geleistete beschreiben und hinsichtlich seiner fortwährenden Bedeutung bewerten.

Kieler Konstellationen und programmatische Präfigurationen

Arthur Haseloff traf 1920 in Kiel auf eine ausgesprochene Ausnahmekonstellation innerhalb der deutschen Museumslandschaft. In Personalunion war er gleichzeitig Ordinarius des Kunsthistorischen Instituts, Direktor der Kunsthalle zu Kiel sowie ab 1921 Vorsitzender des Schleswig-Holsteinischen Kunstvereins. Sein bisheriger beruflicher Werdegang scheint ihn in besonderer Weise auf dieses vielfältige Anforderungsprofil vorbereitet zu haben: Bereits bevor Haseloff sich mit einer Studie zum Trierer Egbert-Psalter habilitierte, war er von 1900 bis 1905 als wissenschaftlicher (Hilfs-)Mitarbeiter für die von Wilhelm Bode geleiteten Abteilungen der Königlichen Museen in Berlin tätig, namentlich in der Gemäldegalerie und der Skulpturensammlung. Insofern kannte er die akademische Welt der Forschung und Lehre genauso wie die der praktischen Museumsarbeit.

Aber Kiel war nicht Berlin und die hiesige Kunsthalle eben kaum mit der dortigen Gemäldegalerie zu vergleichen. Die besondere, von Christian-Albrechts-Universität/Kunsthistorischem Institut, Kunstverein und Kunsthalle gebildete Dreiecksstruktur reicht bis in das Gründungsjahr des Schleswig-Holsteinischen Kunstvereins zurück. 1843 hatte sich der Kunstverein das Ziel gesetzt, in Kiel eine eigene Gemäldegalerie zu errichten, deren Sammlungsschwerpunkt sich auf anerkannte Werke der zeitgenössischen Kunst konzentrieren sollte. Noch vor der feierlichen Einweihung des ersten Ausstellungshauses im Juli 1857 auf dem Schlossgelände an der Dänischen Straße wurde der Empfehlung des Königlichen Ministeriums in Kopenhagen entsprochen, die Arbeit des Kunstvereins dauerhaft an die Christian-Albrechts-Universität zu binden.⁷ 1855 beschloss dann die Generalversammlung des Kunstvereins einstimmig, »daß die neugegründete Gemäldegalerie des Kunstvereins von nun an und für alle Zeiten als ein integrierender Theil der Universitäts-Kunstsammlungen [...] betrachtet werden solle und daß dieser Beschluß den Statuten hinzuzufügen sei.«⁸ Daraufhin ging schließlich folgender Passus in die Satzung des Kunstvereins ein: »Die erworbene

7 Vgl. Johann Schlick: Der Schleswig-Holsteinische Kunstverein von 1843-1970, in: Das Jubiläum. Schleswig-Holsteinischer Kunstverein 1843-1993. Eine Festschrift zum 150jährigen Jubiläum des Schleswig-Holsteinischen Kunstvereins, hg. v. Hans-Werner Schmidt, Kiel 1993, S. 3-157, hier S. 21f. – Zum Kunstverein vgl. auch Lilli Martius: 125 Jahre Schleswig-Holsteinischer Kunstverein 1843-1968, hg. v. Schleswig-Holsteinischen Kunstverein, Neumünster 1968.

8 Schlick 1993 (wie Anm. 7), S. 22.

Gemälde-Galerie bleibt ein Annex der Universität Kiel und dadurch zu ewigen Zeiten Eigentum des Landes.«⁹

Als die Christian-Albrechts-Universität 1893 mit der Berufung von Adelbert Matthaei erstmals einen Lehrstuhl für Kunstgeschichte einrichtete und das Kunstvereins-Direktorium Matthaei zeitgleich zu seinem Mitglied berief, war zum ersten Mal in der Geschichte des Kunstvereins ein universitärer Kunsthistoriker mitverantwortlich.¹⁰ Seitdem übte also das Kunsthistorische Institut maßgeblichen Einfluss auf die inhaltliche Ausrichtung der musealen Sammlung und die vom Kunstverein zu verantwortenden Ausstellungen aus. Dieser Einfluss wurde in den folgenden Jahren sukzessive vergrößert. 1907 übernahm Carl Neumann als Matthaeis Nachfolger den Vorsitz des Kunstvereins.¹¹ 1909 avancierte er außerdem zum ersten Direktor der nach Plänen des Architekten Georg Lohr erbauten neuen Kunsthalle. Dieser Neubau wurde überhaupt erst durch das Vermächtnis der im Kunstverein aktiven Mäzenatin Charlotte (Lotte) Hegewisch ermöglicht. Hegewisch sah in ihrem Testament vor, die elterliche Sommerresidenz mitsamt dem zugehörigen Grundstück von 6.452 Quadratmetern der Universität zu stiften. Bedingung dieses Vermächtnisses war freilich, dass die Universität innerhalb von fünf Jahren nach ihrem Tod die Liegenschaft zum Neubau eines öffentlichen Kunstmuseums nutzt und dieses auch unterhält.

Mit Carl Neumann bestimmten spätestens seit 1909 vornehmlich von Forschungs- und Lehrinteressen geleitete Akteure die programmatische Entwicklung von Kunstverein und Kunsthalle. Aber die akademischen Direktoren konnten keineswegs völlig unabhängig von den Interessen anderer lokaler Akteure der kunstinteressierten Öffentlichkeit oder der in den Statuten des Kunstvereins vorgegebenen regionalen Schwerpunktsetzung auf die sogenannte heimische Kunst agieren. Daher (und nicht selten auch wegen fehlender finanzieller Mittel) war die Erwerbungspolitik in den Haseloffs Amtszeit vorausgehenden Jahrzehnten keineswegs immer gleichgerichtet. Zwar gab es das Bemühen, Werkgruppen der als maßgeblich erachteten Künstler Schleswig-Holsteins zusammenzutragen. Für Ankäufe, welche die Tendenzen der jüngeren deutschen Kunst jenseits des privilegierten regionalen Fokus abbilden, ließ sich aber keine breite Zustimmung erlangen. Mutige und vorausschauende Ankäufe von Werken der zeitgenössischen Kunst, wie sie andernorts getätigt wurden, blieben in Kiel weitgehend aus. Bereits vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges spiegelt sich die hier dargestellte Situation ebenfalls in den Ausstellungsaktivitäten von Kunsthalle und Kunstverein: Neben Regionalem wurde zuvorderst

9 Schlick 1993 (wie Anm. 7), S. 22.

10 Zu Matthaei vgl. Klaus Gereon Beuckers: Wissen, Können, Kompetenz. Bemerkungen zur Kunstdidaktik in Kiel und ihrer Geschichte, in: Aktuelle Positionen der Kunstdidaktik, hg. v. Martina Ide, Christine Korte-Beuckers und Friederike Rückert, München 2016, S. 173-202, bes. 174-180. – Klaus Gereon Beuckers: Adalbert Mathaei. Zu den Forschungen des ersten Professors für Kunstgeschichte in Kiel, in: Beuckers/Kuder 2020 (wie Anm. 1), S. 41-76.

11 Zu Neumann vgl. Andrea Fink-Madera: Carl Neumann 1860-1934 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 28: Kunstgeschichte, Bd. 179), Frankfurt am Main 1993. – zuletzt Ulrich Kuder: Vom Rembrandterlebnis zur Rembrandtforschung. Carl Neumanns Rembrandt, in: Beuckers/Kuder 2020 (wie Anm. 1), S. 77-114.

vormoderne Kunst aus dem ganzen Reich gezeigt. Wenn nationale kulturgeografische Grenzen überschritten wurden, dann vorzugsweise in Richtung der skandinavischen Kunst.

Zwar zeigte der Kunstverein schon 1900 Arbeiten von Christian Rohlf's oder von Paula Modersohn-Becker und gastierte 1909 die Wanderausstellung der Brücke-Künstler in Kiel. In der Gesamtschau des Programms dieser Jahre blieben solche innovativen künstlerischen Positionen aber seltene Ausnahmen. Die Kieler Bürgerinnen und Bürger begegneten entsprechenden kuratorischen Projekten nicht selten mit ausgesprochener Skepsis und manchmal mit offener Ablehnung.¹² Insofern bestimmten lange vor Haseloffs Amtsantritt nicht allein die Direktoren der Kunsthalle oder Gremien des Kunstvereins die Ausstellungsprojekte oder programmatische Ausrichtung der Sammlung. Tatsächlich nehmen sehr früh einflussreiche private Akteurinnen und Akteure aus dem eher konservativen kulturellen Umfeld der Stadt maßgeblichen Einfluss auf die Entwicklung der Kunsthalle.

In diesem Zusammenhang erhielt neben Lotte Hegewisch der in Leipzig geborene Jurist und Politiker Albert Hänel eine Schlüsselrolle. Als langjähriger Vorsitzender des Kunstvereins war Hänel selbst Kunstsammler. Als er im Mai 1918 starb, ging nicht nur seine private Sammlung in den Besitz des Kunstvereins über, sondern auch ein Kapitalvermögen in Höhe von 200.000 Mark. Die Werke aus Hänel's Sammlung, darunter Gemälde Max Liebermann's, Anselm Feuerbach's, Oswald Achenbach's oder Ludwig von Hofmann's, stammen aus der Zeit vor der Wende zum 20. Jahrhundert. Haseloff wird den künstlerischen Nachlass Hänel's in qualitativer Hinsicht durchaus als wichtigen Zugewinn bewerten – auch wegen dem besonderen lokalen Umstand, dass »keine Gegend Deutschlands [...] so arm an ererbtem Kunstbesitz wie Schleswig-Holstein [ist]«¹³ und »von den einst vorhandenen fürstlichen Kunstschatzen nichts in öffentliche Sammlungen in Schleswig-Holsteins übergegangen ist.« Daher fehle in Kiel »der ererbte Grundstock auf dem anderwärts Museen aufgebaut werden konnten«.¹⁴ Mit dem Vermächtnis Albert Hänel's erhielt der Kunstverein immerhin »einen wirklich bedeutenden Bestand an Werken deutscher Kunst aus dem späten 19. Jahrhundert«,¹⁵ der – so Haseloff – den »Grundstock einer ›deutschen Sammlung«¹⁶ bilden könnte.

Mit Hänel's Vermächtnis standen zudem beträchtliche Geldmittel zur Verfügung, um Neuerwerbungen zu tätigen. So wurden unter Haseloffs unmittelbarem Vorgänger, Georg Vitzthum von Eckstädt, fünf Gemälde zur Stärkung des regionalen Sammlungsschwerpunktes erworben,

12 Vgl. Göckede 2021 (wie Anm. 1), S. 47.

13 Arthur Haseloff: Die Kieler Kunsthalle, in: Museum der Gegenwart, Museum der Gegenwart. Zeitschrift der deutschen Museen für Neuere Kunst 1 (1930), S. 62.

14 Haseloff 1930 (wie Anm. 13), S. 62.

15 Arthur Haseloff: Die Neuerwerbungen der Kunstsammlungen des Schleswig-Holsteinischen Kunstvereins, in: Schleswig-Holsteinisches Jahrbuch 19 (1930/31), S. 72.

16 Haseloff 1930/31 (wie Anm. 15), S. 72.

darunter gleich vier Gemälde aus dem Nachlass des in Holstein geborenen impressionistischen Malers Hans Olde d. Ä.¹⁷ Der ebenfalls 1918 erfolgte und als ›mutig‹ bewertete Ankauf des 1913 entstandenen Gemäldes *Sommerwolken* von Emil Nolde stieß beim Kieler Publikum zunächst nicht auf große Begeisterung.¹⁸

Innovationen und Mitstreitende

Als Arthur Haseloff 1920 die Direktion der Kunsthalle und ab 1921 den Vorsitz des Kunstvereines übernahm, fand er in der Summe eine wenig systematisch aufgebaute Sammlung vor. Im Wesentlichen zusammengesetzt aus einer Anzahl älterer Bilder aus dem Besitz der Universität und ergänzt »durch mehr oder minder planlos ausgeführte Ankäufe«¹⁹ sowie einige wertvolle Schenkungen und Stiftungen unterschiedlichster stilgeschichtlicher Herkunft, verfolgte der Kunstverein erst seit den 1890er Jahren im Zuge der sogenannten Heimatbewegung einen konzeptionell begründeten regionalen Sammlungsschwerpunkt. Bereits Haseloffs Vorgänger, Carl Neumann und Georg Graf Vitzthum, hatten als Direktoren diese Richtung verfolgt. Nach ihnen war Haseloff der vierte Kieler Lehrstuhlinhaber mit gleichzeitiger Verantwortung für Kunstverein, Sammlung und Ausstellungshaus. Seine beinahe zwei Jahrzehnte währende Amtszeit markierte die bis dato größte personelle Kontinuität auf diesem Posten. Sie steht ebenso für richtungsweisende organisatorische Innovationen.

Angesichts seines breitgefächerten Engagements auf den Feldern der akademischen Forschung, der Lehre und Verwaltung (darunter als Dekan der Philosophischen Fakultät 1925 bis 1926, als Rektor der Universität in den Jahren 1927 bis 1928) sowie vor dem Hintergrund von Haseloffs zahlreichen auswärtigen Verpflichtungen (wie die kommissarische Direktion des Deutschen Kunsthistorischen Instituts in Florenz in den Wintersemestern der Jahre 1932 bis 1934 oder einem halbjährigen Lehraufenthalt an der New York University im Sommer 1932) kann es zunächst verwundern, dass Haseloff überhaupt Zeit, Kraft und Ideen für die Arbeit als Direktor der Kunsthalle fand. Dies muss umso mehr überraschen, als dass die vorgefundene personelle Situation in Kunstverein und Kunsthalle bis dahin weitgehend von ehrenamtlichem Personal gekennzeichnet war. Haseloff versuchte, diesen personellen Mangel mit der Einführung professioneller Standards zu kompensieren. Das Kunsthistorische Seminar mit seinen Mitarbeiterinnen, Mitarbeitern und Räumlichkeiten (wie Hörsaal, Büro des Direktors, Seminarraum etc.) war im ersten Obergeschoss und später dann auch im Dachgeschoss der Kunsthalle untergebracht.

¹⁷ Hans Olde, *Alter Herr im Schnee*, 1902; *Rotes Haus im Schnee*, 1893; *Stützerbach in Thüringen*, 1909; *Abendstimmung in Tölz*, 1890. Alle Gemälde wurden 1918 erworben.

¹⁸ Vgl. Schlick 1993 (wie Anm. 7), S. 81.

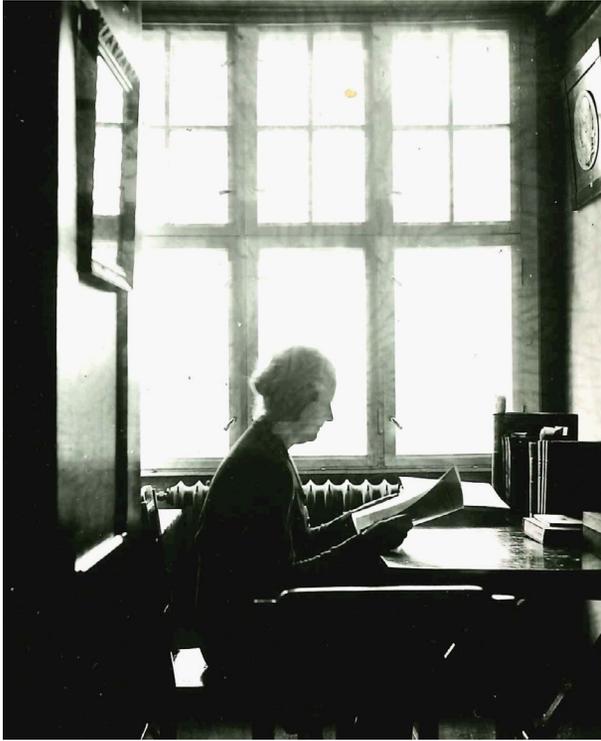
¹⁹ Haseloff 1930 (wie Anm. 13), S. 63.



← **Abb. 3.** Büro Arthur Haseloffs in der Kunsthalle zu Kiel. © Archiv Kunsthalle zu Kiel/Schleswig-Holsteinischer Kunstverein (A-KHK/SHKV).

Insofern fand die enge institutionelle Verzahnung von Institut und Kunsthalle/Kunstverein auch eine räumliche Entsprechung. Mit Ausnahme der Personalunion von Ordinarius, Direktor und Kunstvereinsvorsitzen war das allerdings für die personellen Zuständigkeiten keineswegs der Fall. Die universitären Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter waren nicht notwendigerweise in die praktische Museumsarbeit eingebunden. Hier ist es wichtig daran zu erinnern, dass die Kunsthalle mitsamt den Sammlungen und dem Ausstellungswesen vom Kunstverein betrieben wurde. Dieser Umstand mag auch erklären, warum etwa die von Haseloff 1927 als akademische Assistentin eingestellte Aenne Liebreich nicht in die Arbeit von Kunsthalle und Kunstverein eingebunden war, obwohl sie unmittelbar zuvor ein Volontariat am Kölner Wallraf-Richartz-Museum absolviert hatte, und es rückblickend kaum nachvollziehbar erscheint, ihre museale Expertise nicht mit einzubinden.²⁰ Bereits 1923 hatte mit Elisabeth (Lilli) Martius eine kunstinteressierte, aber kaum akademisch oder museal aus-

20 Zu Liebreich vgl. Barbara Lange: Aenne Liebreich (1899–1939/40). Dr. phil. – Habilitation unerwünscht! in: Kunstgeschichte in Kiel. 100 Jahre Kunsthistorisches Institut der Christian-Albrechts-Universität, Kiel 1994, S. 45–51. – Renate Prochno-Schinkel: Aenne Liebreich (2. Juli 1899 bis 24. Juli 1939). Kunst in Burgund und die Folgen, in: Beuckers/Kuder 2020 (wie Anm. 1), S. 235–280. – Im Historischen Archiv von Kunsthalle und SHKV fanden sich bislang keinerlei Hinweise auf eine Mitarbeit von Aenne Liebreich in der Kunsthalle.



← **Abb. 4.** Lilli Martius an ihrem Arbeitsplatz in der Kunsthalle, ca. Ende 1920er/Anfang 1930er Jahre. © Archiv Kunsthalle zu Kiel/Schleswig-Holsteinischer Kunstverein (A-KHK/SHKV).

gebildete Amateurin einen vom Kunstverein finanzierten Arbeitsvertrag im Umfang von lediglich 12 Wochenstunden erhalten.

In ihren Lebenserinnerungen berichtet Martius über Arthur Haseloffs anfängliche Skepsis gegenüber der neuen Assistentin:

»So ganz überzeugt war Professor Haseloff zunächst nicht, daß ich der Sache gewachsen wäre. ›Wenn man ein Instrument übernimmt, muß man es auch spielen können‹, war seine erste nicht unbedingt ermutigende Äußerung.«²¹

Dennoch sollte Martius in den Folgejahren zu einer Schlüsselfigur des Museumsbetriebes avancieren. Gleichzeitig sollte Arthur Haseloff sie unterstützen, auch die notwendigen akademischen Qualifikationen zu erlangen. Als Martius Ende 1929 mit der Studie *Die Franziskuslegende in der Überkirche von S. Francesco in Assisi* bei Haseloff promoviert wurde, schien sie längst als Quasi-Direktionsassistentin in sämtliche Arbeitsprozesse der Kunsthalle eingebunden zu sein. Ab 1933 durfte sie zudem offiziell studentische Kurse durch-

21 Lilli Martius: Erlebtes den Verwandten und Freunden erzählt, Kiel 1970, S. 85.



↑ **Abb. 5.** Systematisierung, Inventarisierung und Ablage in den Büroräumen der Kunsthalle, ca. 1920er Jahre. © Archiv Kunsthalle zu Kiel/Schleswig-Holsteinischer Kunstverein (A-KHK/SHKV).

führen,²² eine angemessen ausgestattete Assistentinnen-Stelle erhielt sie indes erst 1939, im letzten Jahr von Haseloffs Direktorat.²³

Die Schaffung erster professioneller Strukturen in den Anfangsjahren der gemeinsamen Arbeit mit Haseloff unter den Bedingungen von fehlendem Etat und mit einem gehörigen Anteil kreativer Improvisation erinnert Lilli Martius wie folgt:

»Was dann angesichts der sehr bescheidenen Mittel eingerichtet werden konnte, hat sich in den nächsten Jahren aufs Beste bewährt, daß nämlich für das jungverheiratete Ehepaar Baumann im Untergeschoß der Kunsthalle rechts eine Wohnung eingebaut wurde. Herr Baumann, hauptamtlich bei der Polizei, übernahm das Hängen der Ausstellungen und seine Frau wurde Sekretärin des Vereins. Außerdem gab es noch eine stundenweise Aufsicht in den Besuchszeiten.«²⁴

Rückblickend erkennt Martius allerdings an, »dass die neu geschaffenen personellen Verhältnisse im umgekehrten Verhältnis zu dem standen, was sich Professor Haseloff von der Wirksamkeit der Kunsthalle nach Außen erhoffte.«²⁵

Trotz aller Beschränkungen gelang es Haseloff dank seiner profunden, an aktuellen Tendenzen der ikonographisch-stilgeschichtlichen Kunstforschung als exakter Wissenschaft geschulten Expertise erstmals, eine professionellen Standards entsprechende Bestimmung und sachkundige Katalogisierung der Kunsthallen-Bestände einzuführen. So wurden beispielsweise die Inventare für die Gemäldesammlung und die Bestände der grafischen Sammlung angelegt und arbeitete Haseloff seit Mitte der 1930er Jahre an einem Bestandskatalog der Gemäldesammlung. Diese wichtigen Vorarbeiten sollten schließlich in den 1958 von Lilli Martius verfassten und unter Haseloffs Nachfolger Richard Sedlmaier veröffentlichten, ersten Katalog der Gemäldegalerie eingehen.²⁶

Viele, der auf das Direktorat Haseloff zurückgehenden und gemeinsam mit dem um Lilli Martius sukzessive gebildeten Team aus studentischen Hilfskräften sowie ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern umgesetzten Innovationen im Bereich Dokumentation und Katalogisierung erweisen sich bis heute als hilfreich für die alltägliche Arbeit der Kunsthalle. Die in Haseloffs Amtszeit angelegten Inventarbücher mit einer Vielzahl an weiterführenden Informationen bil-

22 Petra Hölscher / Maike Wiechmann: Lilli Martius (1885-1976). Kunst - Theorie und Praxis, in: Kunstgeschichte in Kiel 1994 (wie Anm. 20), S. 52-55, hier S. 53. - Ulrich Schulte-Wülwer: Lilli Martius (1885-1976), in: Beuckers/Kuder 2020 (wie Anm. 1), S. 149-172.

23 Martius 1970 (wie Anm. 21), S. 105.

24 Martius 1970 (wie Anm. 21), S. 86.

25 Martius 1970 (wie Anm. 21), S. 86.

26 Martius 1968 (wie Anm. 7), S. 48. - Lilli Martius: Katalog der Gemäldegalerie: Kunsthalle zu Kiel, Kiel 1958.

den noch heute eine unerlässliche Grundlage, etwa für den Aufbau der digitalen Museumsdatenbank oder die Provenienzforschung.

Alte und neue Sammlungsschwerpunkte

Parallel erarbeitete Haseloff erste Grundsätze für die systematische Erweiterung der Sammlungen und die Konzeption zukünftiger Ausstellungsprojekte. Dabei knüpfte er an bereits durch seine Vorgänger formulierte Tendenzen an, gab aber auch neue Impulse. Seine zentralen Ideen skizzierte er in vier um 1930 veröffentlichten Artikeln.²⁷ Als »Grenzmuseum«, so schreibt er in seinem Beitrag für Ludwig Justis *Museum der Gegenwart*, soll die Kunsthalle demnach zuvorderst ein Ort deutscher Kunst sein.²⁸ An anderer Stelle spricht Haseloff von einer »Galerie einer Grenzprovinz«.²⁹ Die Kunsthalle mit ihren Sammlungen und Ausstellungsaktivitäten müsse nicht nur »dem Norden gegenüber Ausdruck des deutschen künstlerischen Wesens sein«,³⁰ sondern zugleich ein »Bollwerk deutschen künstlerischen Schaffens [...] errichten [...], das alle die vielen und vielfältigen Kräfte in Erscheinung [bringt], die aus dem Boden des Landes hervorgegangen sind«.³¹ Aufbauend auf dem bereits vorhandenen Grundstock einer deutschen Sammlung des 19. Jahrhunderts müsse gleichzeitig der systematische Aufbau einer Schleswig-Holsteinischen Sammlung erfolgen, die imstande sei, ein Gesamtbild des regionalen Kunstschaffens zu geben.³² Trotz der hier klar formulierten Schwerpunktsetzung auf die deutsche Kunst sieht der Museumsmann Haseloff keinen Widerspruch darin, »die Beziehung zur Kunst der benachbarten nordischen Länder« sichtbar zu machen.³³

Um das Vorhaben, einen Ort für die regionale Kunst zu schaffen, gezielt zu verfolgen, gelte es, die ausgemachten »Unterlassungssünden früherer Zeiten« durch systematische Ankäufe auszugleichen.³⁴ Erst die Erweiterung der Sammlung mit »wirklich erlesenen Beispielen« würde es ermöglichen, auch auswärtige Besucherinnen und Besucher in Einzel- und Überblicksausstellungen von der Qualität der einheimischen Kunst in historischer Tiefe wie mit Blick auf die

27 Arthur Haseloff: Der Schleswig-Holsteinische Kunstverein und seine Bedeutung für das Kunstleben in Schleswig-Holstein, in: Schleswig-Holstein, hg. v. Willi Hahn und Balduin Möllhausen, Berlin 1928, S. 41–46. – Haseloff 1930 (wie Anm. 13), S. 62–70. – Haseloff 1930/31 (wie Anm. 15), S. 71–82. – Arthur Haseloff: Kiels Stellung im schleswig-holsteinischen Kunstleben, in: Kiel in Wort und Bild im Ostseejahr 1931, Kiel 1931, S. 30–31.

28 Haseloff 1930 (wie Anm. 13), S. 65.

29 Haseloff 1930/31 (wie Anm. 15), S. 71.

30 Haseloff 1930/31 (wie Anm. 15), S. 71.

31 Haseloff 1930/31 (wie Anm. 15), S. 81–82.

32 Vgl. Haseloff 1930/31 (wie Anm. 15), S. 72.

33 Haseloff 1930 (wie Anm. 13), S. 65.

34 Haseloff 1930/31 (wie Anm. 15), S. 79.



↑ **Abb. 6.** Hängung mit »Neuerwerbungen« in der Kunsthalle zu Kiel, 1929. Obere Reihe, mittig: Christian Rohlfs, *Elias*, 1921; untere Reihe, links: Emil Nolde, *Sommerwolken*, 1913 (allerdings bereits 1918 erworben); rechts: Emil Nolde: *Blumengarten X*, 1926. © Archiv Kunsthalle zu Kiel/Schleswig-Holsteinischer Kunstverein (A-KHK/SHKV).

jüngsten Entwicklungen zu überzeugen.³⁵ Die Hauptaufgabe der Kunsthalle bestehe demnach darin, »die Werke der weithin zerstreuten schleswig-holsteinischen Künstler zu einem Gesamteindruck zu vereinigen.«³⁶ Nur so könne »die Vielseitigkeit der Entwicklungsmöglichkeiten in der künstlerischen Begabung des Volksstammes zusammenfassend vor Auge [ge]stellt« werden, um dann »wieder anregend und fördernd auf das künstlerische Leben ein[zu]wirken«, formuliert Haseloff mit klarem national-völkischen Impetus.³⁷ Daneben plädierte er aber nachdrücklich dafür, das Programm der Kunsthalle um solche Ausstellungen zu ergänzen, in denen die historische Vielfalt der gesamtdeutschen Kunst sichtbar wird.³⁸

In den fast zwei Jahrzehnten von Haseloffs Arbeit für Kunsthalle und Kunstverein verzeichnete die Gemäldesammlung 152 Neuzugänge. Dabei handelt es sich etwa jeweils zur Hälfte um Schenkungen und Ankäufe. In der gleichen Zeit wuchs die grafische Abteilung um mehrere

³⁵ Haseloff 1928 (wie Anm. 27), S. 44.

³⁶ Haseloff 1930 (wie Anm. 13), S. 70.

³⁷ Haseloff 1930 (wie Anm. 13), S. 70.

³⁸ Vgl. Haseloff 1928 (wie Anm. 27), S. 44.



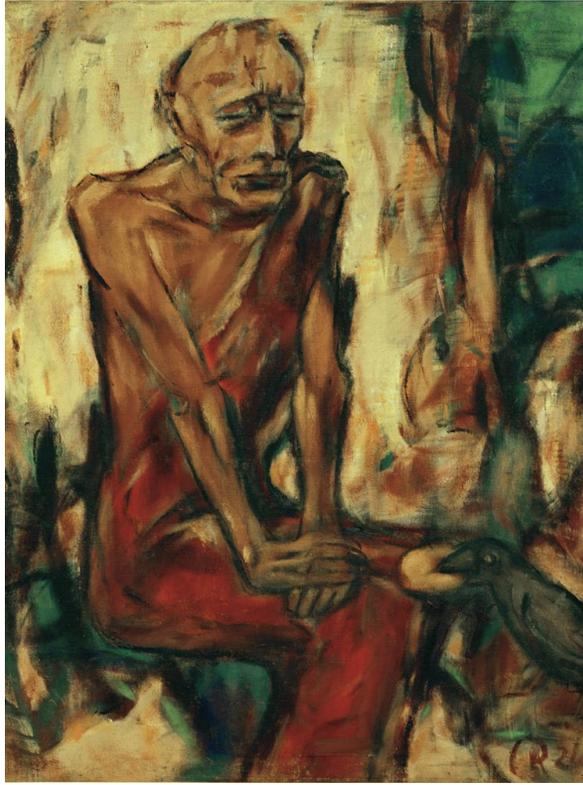
↑ **Abb. 7.** Emil Nolde, *Sommerwolken*, 1913. Vom Künstler 1918 erworben, bis 1937 Kunsthalle zu Kiel, heute Fundación Colección Thyssen-Bornemisza, Madrid. © Nolde Stiftung Seebüll, Provenienz: Museo Thyssen-Bornemisza.

hundert Arbeiten an. Für die kleinere Skulpturensammlung wurden 16 Objekte hinzugewonnen. Gemäß der programmatischen Zielsetzung überwogen in der Breite Neuanschaffungen von Werken schleswig-holsteinischer Künstlerinnen und Künstler seit dem 19. Jahrhundert. Mit 27 Gemälden und einer Vielzahl an Arbeiten auf Papier stammen die meisten Erwerbungen von dem Landschaftsmaler Hans Peter Feddersen d. J. Mit der Anschaffung dieses sich aus verschiedenen Werkphasen des nordfriesischen Künstlers zusammensetzenden Konvoluts glaubte Haseloff offenbar direkt im Sinne der neu formulierten Programmatik zu handeln.³⁹

Bei der Erweiterung der Sammlung um Werke der Moderne beschränkte sich Haseloffs Engagement weitgehend auf den Expressionismus. Aus naheliegenden Gründen richtete er sein Hauptaugenmerk auf die von ihm ehrfurchtsvoll »drei Magier aus Schleswig-Holstein« genannten Künstler Christian Rohlf, Ernst Barlach und Emil Nolde.⁴⁰ Gleich 15 Gemälde des aus Groß Niendorf im Kreis Segeberg stammenden Künstlers Rohlf wurden in dieser Zeit erworben, darunter die 1929 angekaufte Schlüsselarbeit *Elias* von 1921. 1930 gelangte dank anhaltender

³⁹ Vgl. Haseloff 1930/31 (wie Anm. 15), S. 76.

⁴⁰ Haseloff 1930 (wie Anm. 13), S. 68.



→ **Abb. 8.** Christian Rohlfs, *Elias*, 1921. Erworben 1927, bis 1937 Kunsthalle zu Kiel, später Robert Gore Rifkind Center for German Expressionist Studies, Los Angeles, heutiger Besitzer unbekannt. © Archiv Kunsthalle zu Kiel.

Bemühungen von Haseloff endlich Barlachs Bronze *Das Wiedersehen* (1926) in die Sammlung. Unter den Neuzugängen dieser Jahre fanden sich schließlich neben rund 80 Arbeiten auf Papier auch das Nolde-Gemälde *Blumengarten X* (1923). Der Künstler selbst schenkte es 1929 der Kunsthalle. Mit Emil Nolde scheint Haseloff in regem Austausch gestanden zu haben. Unter seinem Rektorat verlieh die Philosophische Fakultät Nolde die Ehrendoktorwürde⁴¹ – eine Ehre, die bereits zuvor Hans Peter Feddersen und Christian Rohlfs zuteilwurde. Noch 1932 zeugt ein Briefentwurf von Haseloffs Bemühen, eine Wanderausstellung in den USA mit Werken Rohlfs und Noldes zu organisieren.⁴² Immer wieder nutzte Haseloff in seinen Publikationen die Werke Rohlfs, Barlachs und Noldes, um die programmatische Arbeit der Kunsthalle und des Kunstvereins zu illustrieren. Offenbar erkannte er in ihnen paradigmatische Beispiele seiner Bemühungen um den konzeptionell begründeten Ausbau der Sammlung.

41 Vgl. Martius 1970 (wie Anm. 21), S. 90. Vgl. auch Emil Nolde – Eine deutsche Legende. Der Künstler im Nationalsozialismus, Ausst. Kat. Neue Galerie im Hamburger Bahnhof Museum für Gegenwart Berlin, hg. von Bernhard Fulda, Christian Ring und Aya Soika, 2 Bde., München 2019, Bd. 2, S. 16.

42 Vgl. Durchschlag eines Briefes von Arthur Haseloff an Emil Nolde, 1. August 1932, in: Archiv Kunsthalle zu Kiel / Schleswig-Holsteinischer Kunstverein (A-KHK/SHKV), Korrespondenz 1930 M-N / Mappe Korrespondenz 1930/40 N.



↑ Abb. 9. Jürgen Ovens, *Simeon im Tempel*, 1651. Erworben 1929. © Kunsthalle zu Kiel, Foto: Foto-Renard, Kiel.

Die vielfältige Kunstszene der Weimarer Moderne fand in ihrer Breite kaum einen Weg nach Kiel. Dass die Kluft zwischen den avantgardistischen Milieus der kulturellen Zentren und dem weitgehend konservativen Kunstverständnis der Stadt Kiel groß war, liegt auf der Hand. Eine breite bürgerliche Akzeptanz für die oft radikalen Positionen der Moderne ließ sich fraglos nicht voraussetzen. Inwieweit Haseloff selbst überhaupt ein ernsthaftes Interesse an der tatsächlichen Vielfalt der zeitgenössischen künstlerischen Positionen hatte, kann auf Grundlage der bisher bekannten Quellen nicht beantwortet werden. Fest steht aber, dass in seiner Amtszeit mit Ausnahme eines Aquarells von Lyonel Feininger keine Werke aus dem Umfeld des Bauhauses oder etwa der Neuen Sachlichkeit erworben wurden.

Mit dem zunehmend international organisierten und von rapide ansteigenden Preisentwicklungen gekennzeichneten Kunstmarkt ließen sich Gemälde namhafter Künstlerinnen und Künstler bald nur noch in glücklichen Ausnahmefällen erwerben. Die geringe Kaufkraft des Kunstvereins kompensierte Haseloff daher fortschreitend durch Ankäufe von deutlich günstigeren Arbeiten auf Papier. Auf diese Weise gelangten mit Ausnahme der Werke Ernst Ludwig Kirchners immerhin die grafischen Arbeiten sämtlicher Brücke-Künstler in die Kunsthalle; darüber hinaus Grafisches von Emil Nolde, Karl Hofer, Oskar Kokoschka, Edward Munch und Käthe Kollwitz, Paula Modersohn-Becker sowie umfangreiche Arbeiten auf Papier von Ernst Barlach.

Mit Blick auf die qualitative Verdichtung des historisch gewachsenen Sammlungsbestandes zeigte sich Haseloff besonders glücklich über den Zugang von jeweils zwei Gemälden von Detlev Conrad Blunck⁴³ sowie des aus Tönning stammenden Jürgen Ovens, darunter auch das aus dem Jahr 1651 stammende Werk *Simeon im Tempel*. Letzteres konnte mit Fördermitteln der Carstens-Gesellschaft erworben werden. Dabei handelte es sich um einen privaten Förderkreis der Kunsthalle, der nach dem aus der Nähe von Schleswig stammenden Maler Asmus Jacob Carstens (1754–1798) benannt war. Obschon der Vereinigung kein »besonders erfolgreiches Wirken« attestiert wurde,⁴⁴ gelang es der Carstens-Gesellschaft zwischen 1926 bis 1936, immerhin sechs Gemälde für die Sammlung der Kunsthalle zu erwerben, darunter ein Frauenporträt von Anselm Feuerbach⁴⁵ sowie *Abendliches Mal* aus dem Jahr 1647 von Wolfgang Heimbach.

Ausstellungsimpulse

Das von Arthur Haseloff verantwortete Ausstellungsprogramm der 1920er und frühen 1930er Jahre war von einer klaren Schwerpunktsetzung auf der Kunst seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart gekennzeichnet. Die zumeist als Übernahmen entstandenen Aus-

43 Detlev Conrad Blunck, *Porträt Albert Theodor Karchow*, 1831.

44 Schlick 1993 (wie Anm. 7), S. 91.

45 Anselm Feuerbach, *Bildnis Frau von Guaita*, 1865.

stellungen wiesen die Kunsthalle gemäß der von Haseloff formulierten Programmatik als Ort der deutschen und regionalen Kunst aus. Für die nationalkulturelle Ausrichtung stand etwa die große Ausstellung der Akademie der Künste im Jahre 1924 mit Werken von Max Beckmann, Lovis Corinth, Oskar Kokoschka und Max Liebermann. Dagegen wurde die Sichtbarkeit der regionalen Kunst durch die jährlich organisierte *Herbstaussstellung schleswig-holsteinischer Künstler*, eine 180 Werke umfassende Ausstellung Kieler Künstlerinnen und Künstler von 1925, oder die 196 Exponate umfassende Ausstellung *Junge Kieler Künstler* im Jahre 1928 sichergestellt. 1929 zeigte die Kieler Kunsthalle die große Wanderausstellung *Nordische Kunst* mit zahlreichen hochkarätigen Vertreterinnen und Vertretern der modernen skandinavischen Kunst wie Edvard Munch, Peder Severin Krøyer, Peter Christian Skovgaard oder Anders Zorn.⁴⁶

Das inhaltliche Profil des Kieler Ausstellungswesens wurde aber seit Mitte der 1920er Jahre bis 1933 fraglos von jenen Ausstellungen dominiert, die dem Expressionismus und seinen stilistischen Weiterentwicklungen gewidmet waren. Hierzu zählten monografische Ausstellungen zu Christian Rohlf (1926, 1930), Emil Nolde (1927, 1932), Erich Heckel (1928) und Ernst Barlach (1930), aber auch die Wanderausstellung *Rheinische Kunst der Gegenwart* (1927) mit Werken von Otto Dix, Max Ernst, Wilhelm Lehbruck, August Macke und Gert Wollheim oder die Übernahme einer Schau der *Berliner Sezession* (1929) mit ausgewählten Arbeiten Karl Schmidt-Rottluffs, Max Pechsteins, Georg Grosz und Lyonel Feiningers.

Das Team um Arthur Haseloff verfügte weder über ausreichende finanzielle Mittel noch über die notwendigen personellen Kapazitäten, um diese Großprojekte selbständig zu realisieren. Zahlreiche der neueren Kunst gewidmete Ausstellungen dieser Jahre waren daher ebenfalls Ausstellungsübernahmen. So wurde zum Beispiel die Kieler Werkübersicht zum 60. Geburtstag Emil Noldes im Jahre 1927 durch die Galerie Neue Kunst Fides von Rudolf Probst verantwortet. Ähnlich ging auch die große Rohlf-Ausstellung des Jahres 1925 auf ein kuratorisches Konzept der Berliner Nationalgalerie zurück. Dagegen handelt es sich bei der Ernst Barlach 1930 zu seinem 60. Geburtstag gewidmeten Ausstellung mit 168 Werken um ein gemeinsam von Künstler und Kunsthalle kuratiertes Projekt.⁴⁷

Neben dem gebotenen Pragmatismus zeugen die Kooperationen und Übernahmen auch von Haseloffs Anliegen, immer wieder hochkarätige, überregional bedeutende Kunst in Kieler Sonderausstellungen zu zeigen. Obschon er sich durch die Integration von Künstlern wie Nolde, Barlach und Rohlf offenkundig bemühte, einen sichtbaren Bezug zur Region herzustellen, fand sich Haseloff in den 1920er Jahren mit der Kritik der national-regionalistischen Kunstgenossenschaft konfrontiert. Diese forderte den Kunstverein wiederholt auf, in seinen Ausstellungen stärker die Arbeiten weniger prominenter heimischer Vertreter zu berücksichtigen.

⁴⁶ Vgl. Listung der Ausstellungen in: Kunsthalle zu Kiel, Christian-Albrechts-Universität: Sammlungen und Baugeschichte 1854 bis 1986, Kiel 1986, S. 123-125.

⁴⁷ Vgl. Martius 1970 (wie Anm. 21), S. 90.



↑ **Abb. 10.** Ausstellung mit Werken aus der Sammlung, Anfang der 1930er Jahre. Drittes Gemälde von links: Jürgen Ovens, *Simeon im Tempel*, 1651. © Archiv Kunsthalle zu Kiel/Schleswig-Holsteinischer Kunstverein (A-KHK/SHKV).

Als Sprachrohr der bildenden Künstlerinnen und Künstler in der Region instrumentalisierte die Genossenschaft auch die lokalen Medien zur öffentlichen Diskreditierung des Museumsdirektors und übte auf diese Weise permanenten Druck auf Haseloff aus.⁴⁸

Besondere Herausforderungen und Anpassungen

Zahlreiche der von Haseloff formulierten programmatischen Zielsetzungen ließen sich nur in sehr begrenztem Umfang umsetzen. Zu schwierig waren die vorgefundenen Voraussetzungen und zu klein die tatsächlichen Gestaltungsspielräume für die Arbeit des ambitionierten Museumsdirektors ›im Nebenamt‹. Der in der Titelwahl dieses Beitrages verwandte und gegebenenfalls pathetisch anmutende Begriff der ›Schicksalsjahre‹ bezieht sich nicht zuletzt auf jene politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umwälzungen, die eben diese Spielräume eingrenzten. Die Hyperinflation der unmittelbaren Nachkriegsjahre hatte bereits 1923 das gesamte Barvermögen des Kunstvereines, inklusive des Hänel'schen Vermächtnisses von 200.000 Mark, vernichtet. Die sich damit bietenden Ankaufpotenziale blieben so weitgehend ungenutzt.

⁴⁸ Vgl. Schlick 1993 (wie Anm. 7), S. 87–89.



↑ **Abb. 11.** Werkschau Christian Rohlf's in der Kunsthalle zu Kiel, 1930. © Archiv Kunsthalle zu Kiel/Schleswig-Holsteinischer Kunstverein (A-KHK/SHKV).

Die kurze, besonders dynamische und kulturell vielfältige Phase der sogenannten Goldenen Jahre der Weimarer Republik mündeten schon 1929 in eine tiefgreifende Weltwirtschaftskrise. Die in der Folge zunehmend radikalisierte politische Gemengelage in Deutschland leitete bekanntlich 1933 die nationalsozialistische Gewaltherrschaft ein. Wie alle Sektoren des Kulturbetriebes war auch die Kieler Kunsthalle von kulturpolitischen Repressionen der neuen Machthaber betroffen. Vorerst aber erhielt Arthur Haseloff im August 1933 von der Kieler Ortsgruppe des sich bereits 1928 formierten nationalsozialistischen Kampfbundes für Deutsche Kultur die Aufforderung, seine Arbeit in Kunstverein und Kunsthalle »wie bisher fortzusetzen«.⁴⁹ Noch im selben Jahr konnten Martius und Haseloff eine Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes mit Zeichnungen und Aquarellen von führenden Vertreterinnen und Vertretern der Moderne, allen voran Paul Klee, Wassily Kandinsky, Käthe Kollwitz oder Oskar Schlemmer, zeigen. In einer weiteren Kieler Ausstellung des Jahres 1933, *Deutsche Kunst der Zeit*, waren Werke unter anderem von Erich Heckel und Karl Schmidt-Rottluff vertreten.

Tatsächlich stand Anfang 1933 längst nicht fest, welche Richtung die Kulturpolitik nehmen würde. Nachdem der von Alfred Rosenberg geführte Kampfbund die nationalsozialistische Agitation der Weimarer Jahre gegen die Moderne Kunst und Architektur maßgeblich getragen

⁴⁹ Zit. nach Schlick 1993 (wie Anm. 7), S. 97.



↑ **Abb. 12.** Werkschau Ernst Barlach in der Kunsthalle zu Kiel, 1930. © Archiv Kunsthalle zu Kiel/Schleswig-Holsteinischer Kunstverein (A-KHK/SHKV).

hatte, wurde der zwischen ihm und Joseph Goebbels entbrannte Machtkampf zugunsten des letzteren entschieden. Goebbels hatte Anfang 1933 zunächst durch öffentliche Aussagen den Eindruck entstehen lassen, dass ihn nichts mit den radikalen Feinden der modernen Kunst verbinde. Seine Vorliebe für den Expressionismus war bekannt und unter den Exponaten, die das Goebbels-Ministerium Mitte 1933 nach Chicago zur Ausstellung *Century of Progress* entsandte, befanden sich auch Werke von Ernst Barlach und Emil Nolde.⁵⁰

Seit Anfang 1933 verengte der Direktor der Kieler Kunsthalle das Ausstellungsprogramm seines Hauses weiter auf Bildthemen und/oder Künstlerinnen und Künstler der Region, tendenziell ältere Kunst, darunter immer wieder Albrecht Dürer oder andere Protagonisten der Dürerzeit. Daneben gastierten wiederholt Ausstellungen mit Affirmation der offiziellen nationalsozialistischen Kulturpolitik wie *Koloniale Bilderausstellung* (1934), *Deutsche und Nordische Heldensage in Bild und Buch* (1935), *Bilder aus der Schlacht vor dem Skagerrak und neue Marinebilder* (1936), *Heimat und Weltmeer* (anlässlich der Olympiade, 1936) und nicht zuletzt eine Ausstellung zur Tagung *Ahnenerbe* der von Heinrich Himmler 1935 gegründeten gleichnamigen Stiftung.⁵¹

⁵⁰ Vgl. Barbara Miller Lane: *Architecture and Politics in Germany, 1918–1945*, Cambridge/MA 1985, S. 178f.

⁵¹ Vgl. Kunsthalle zu Kiel, *Christian-Albrechts-Universität 1986* (wie Anm. 47), S. 126–127. – Vgl. auch Schlick 1993 (wie Anm. 7), S. 100.



☛ **Abb. 13.** Albert Aereboe, *Der Einsiedler*, 1927. Erworben 1936. © Kunsthalle zu Kiel, Foto: Sönke Ehlert.

Lilli Martius kommentierte Haseloffs ausstellungsprogramatischen Opportunismus rückblickend ein wenig kryptisch: »er war übersichtlich genug, sich so weit zurückzuhalten, als es das Unverständnis der in der Parteileitung tätigen Personen erforderte.«⁵²

Es kann kaum überraschen, dass Haseloff dieselbe ›übersichtliche Zurückhaltung‹ auch beim weiteren Sammlungsabbau zeigte. Wenn in diesen Jahren Gemälde erworben wurden, so stammen diese weitgehend aus dem 19. Jahrhundert. Die wenigen neu von ihm für die Kunsthalle gewonnenen Werke des 20. Jahrhunderts sind ausschließlich regionaler Provenienz. Bemerkenswert erscheint in diesem Zusammenhang der Erwerb zweier Werke des Lübecker Künstlers Albert Aereboe, darunter sein Hauptwerk *Der Einsiedler*.⁵³ Albert Aereboe manifestierte insbesondere mit dieser aus dem Jahre 1927 stammenden Arbeit eine an altmeisterlichen Traditionen orientierte neusachliche Malerei.⁵⁴

⁵² Martius 1970 (wie Anm. 21), S. 103.

⁵³ Bei dem zweiten Gemälde von Aereboe handelt es sich um *Blumenstrauß*, 1926.

⁵⁴ Vgl. Regina Göckede, Anette Hüsck (Hg.): *Zauber der Wirklichkeit – Der Maler Albert Aereboe*, Ausstellungskatalog Kunsthalle zu Kiel, 20.03.–05.09.2021, Kiel 2021.

Fest steht, dass Haseloffs Arbeit für Kunstverein, Kunsthalle und Universität unter direktem Einfluss nationalsozialistischer Gleichschaltungsmaßnahmen stand.⁵⁵ Nach heutigem Kenntnisstand waren weder Arthur Haseloff noch Lilli Martius Parteimitglieder. Während Haseloff anscheinend auch keiner anderen NS-nahen Organisation angehörte, war Lilli Martius nachweislich seit 1938 Mitglied der Reichskulturkammer und seit 1942 der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt.⁵⁶ Nichts desto weniger agierte Haseloff in der letzten Phase seines Direktorats nicht lediglich ›zurückhaltend.‹ Dass er bereits im November 1933 mit dem Universitätsprofessor für Philosophie Ferdinand Weinhandl einen Nationalsozialisten in das Direktorium des Kunstvereins holte, kann rückblickend zumindest als machtpolitisch motiviertes Kooperieren, eventuell aber auch als gezieltes Kollaborieren mit den neuen Machthabern bewertet werden. Weinhandl leitete seit 1929 die Sektion Bildende Kunst in der schleswig-holsteinischen Gruppe des Kampfbundes und war bei der Kieler Bücherverbrennung auf dem Wilhelmsplatz als Hauptredner in Erscheinung getreten. Laut Lilli Martius habe sich die direkte Kooperation mit Weinhandl in den folgenden Jahren mehrfach bewährt.⁵⁷

Dennoch bewahrten auch solche gegebenenfalls taktisch motivierten Allianzen die Kunsthalle und den Kunstverein nicht vor den Maßnahmen der sogenannten ›Entarte Kunst‹-Kampagnen. Im Rahmen von zwei Beschlagnahmungsaktionen am 14. Juli 1937 und 16. August 1937 verloren die Sammlungen insgesamt 154 Kunstwerke. Obwohl 60 eigentlich konfiszierte Nolde-Grafiken aus nicht-rekonstruierbaren Gründen vom Abtransport verschont blieben, gingen damit auch die in zwei Jahrzehnten mühsam zusammengetragenen Bestände expressionistischer Kunst mit großen Konvoluten von Ernst Barlach (vor allem Druckgrafik), Emil Nolde (darunter das Gemälde *Sommerwolken*) und Christian Rohlf's (unter anderem das Gemälde *Elias*) sowie Karl Hofers Gemälde *Weißkirchen* verloren. Lilli Martius, die sich während der Beschlagnahmeaktionen auf Dienstreise in Kopenhagen befand, erinnert sich an die offenbar mit Direktor Haseloff vereinbarte Taktik, den mit Durchführung der zweiten Aktion am 16. August persönlich betrauten Präsidenten der Reichskammer für bildende Künste, Adolf Ziegler, selbst die als ›entartet‹ diffamierten Werke in der Kunsthalle suchen zu lassen:

»Dies bewährte sich insofern, als er [Ziegler] in den Inventarbüchern die Übersicht verlor, sodaß z.B. alle illustrierten Werke Barlachs da blieben, daß er die großformatigen Aquarelle

55 Die Geschichte des Schleswig-Holsteinischen Kunstvereins wurde bislang noch nicht eingehend erforscht. Erste wichtige Ausführungen bei Schlick 1993 (wie Anm. 7), S. 102–109, die Ansatzpunkte für eine umfassende Neubetrachtung bieten.

56 Vgl. Ulrich Kuder: Das Kunsthistorische Institut der Christian-Albrechts-Universität im Nationalsozialismus, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte 86 (2009), S. 234–255, hier 242.

57 Vgl. Martius 1970 (wie Anm. 21), S. 101.

von Nolde übersah und daß man in Berlin auch nicht merkte, daß aus einem unaufgeklärten Versehen die vorhandenen 60 Blatt an Nolde-Graphik nicht mitgeschickt worden waren.«⁵⁸

Weiter heißt es bei Martius über Haseloffs Versuche, zumindest einige Werke vor der Beschlagnahme zu retten:

»Nach Erzählungen von Professor Haseloff hat Ziegler in einigen Fällen mit sich reden lassen: so verzichtete er auf die Weimarer Bilder von Rohlf's, die nur ins Depot verbannt wurden, und er verzichtete auch auf die schon vorgenommene Beschlagnahme von Feddersens ›Feurige Luft‹, eine Wolkenstudie, in deren starken Farbenklängen Feddersen Nolde sehr nahe kommt, als Professor Haseloff opponierte ›Wollen Sie nun auch Hans Peter Feddersen zu Leibe?‹.«⁵⁹

Schluss

Mit der Emeritierung 1939 endete auch jenes Amt Arthur Haseloffs als Direktor der Kunsthalle, das tatsächlich manchmal mehr als nur ein Nebenamt war. In der Rückschau wird jedenfalls deutlich, dass die mit diesem Amt einhergehenden Herausforderungen (angetroffene wie selbstgestellte) deutlich mehr Engagement verlangten. Offenbar war Haseloff bereit dieses aufzubringen. Obschon die materielle und personelle Ausstattung des von ihm geleiteten Hauses kaum den Minimalansprüchen seiner ausgesprochen ambitionierten Vorstellungen gerecht wurde, gelang es ihm in der ersten Dekade seiner Amtszeit, die Kunsthalle auf eine neue konzeptionelle Basis zu stellen. Die Leistung des von ihm geformten Kleinstteams beeindruckt genauso durch die professionelle Inventarisierung und systematische Katalogisierung der Sammlungsbestände, wie durch die Formulierung einer Programmatik oder Vision für ein Museum von gleichermaßen lokaler Verbundenheit wie nationaler Relevanz. Wenngleich viele seiner oft ausgesprochen mühsam errungenen Neuerwerbungen im Bereich der expressionistischen Kunst der nationalsozialistischen Beschlagnahme zum Opfer fielen und damit in den allermeisten Fällen langfristig für die Kunsthalle verloren gingen, bildet dieser maßgeblich von Haseloff gestärkte Schwerpunkt bis heute ein bedeutendes Fundament der Sammlungen in der Kunsthalle. Auch Dank mancher Erwerbungen, Stiftungen und Schenkungen oder Dauerleihgaben der 1950er und 1960er Jahre wurde der expressionistische Sammlungsschwerpunkt bald durch mehrere hundert Papierarbeiten sowie ausgewählte Gemälde und einige Skulpturen wiederhergestellt. Auch in jüngeren Jahren bildete der von Haseloff erstmals systematisch institutionalisierte Erwerbungsfokus einen wichtigen Anknüpfungspunkt für die Weiterent-

⁵⁸ Martius 1970 (wie Anm. 21), S. 106.

⁵⁹ Martius 1970 (wie Anm. 21), S. 106.

wicklung der Sammlung. Nachdem die Kunsthalle seit 1971 einen vom Kunsthistorischen Institut unabhängigen Leiter erhielt, wurden immer wieder Werke von Künstlerinnen und Künstlern etwa des Informel (CoBrA, Gruppe Spur) sowie Marlene Dumas, Rainer Fetting, Peter Doig oder Daniel Richter erworben, die manchmal lediglich selektiv und konzeptionell, manchmal offen und unmittelbar an die Kunst des Expressionismus anknüpfen. Ohne ihre unmittelbare Umgebung und institutionelle Vorgeschichte zu verleugnen, hat die Kunsthalle zu Kiel aber inzwischen den von Arthur Haseloff und seinen Vorgängern angestrebten, auf das Regionale und das Nationale begrenzten Sammlungs- und Ausstellungsschwerpunkt längst überschritten.

Autorin

Dr. habil. Regina Göckede,

geboren 1968, Studium der Kunstgeschichte, Neueren Geschichte, Politischen Wissenschaft und Archäologie an den Universitäten in Münster und Bochum. 2002 promoviert an der Ruhr-Universität in Bochum, anschließend wissenschaftliche Mitarbeiterin im Architekturbüro Dieter G. Baumewerd in Münster. Am Jüdischen Museum Berlin im Jahr 2003 volontiert und sodann bis 2005 bei den Staatlichen Museen zu Berlin, als Assistentin im Hamburger Bahnhof – Museum für Gegenwart, der Kunstbibliothek und in der Generaldirektion sowie als wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl für Kunstgeschichte der BTU Cottbus tätig. 2014 an den Universitäten Cottbus und Potsdam habilitiert, leitet sie seit 2017 die Gemälde- und Skulpturensammlung der Kunsthalle zu Kiel.

Mail: goeckede@kunsthalle-kiel.de

Ⓢ Open Access // Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

Das ›Zentrum für Osteuropa-Studien‹ – ein unverzichtbares Instrument einer exzellenten Universität

— Die Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (CAU) bietet eine Fülle von Möglichkeiten zur interdisziplinären Vernetzung. Insbesondere die Exzellenzcluster stellen einen Ort dar, an dem eine solche Art des Zusammenarbeitens finanziell stark gefördert wird. Andere Formen von Inter- und Transdisziplinarität an der Kieler Hochschule haben zwar eine viel längere Geschichte, sind in der Öffentlichkeit aus verschiedenen Gründen indes nicht so präsent und erfahren vor allem keine auch nur annähernd vergleichbare finanzielle Förderung. Einige entsprechende Einrichtungen arbeiten auch weniger öffentlich, so beispielsweise der informelle Mediävisten-Kreis, der von Mitgliedern der Philosophischen und der Theologischen Fakultät getragen wird und sich insbesondere historischen und philologischen Zugängen zum Mittelalter widmet.

Eine lange Tradition an der CAU haben zudem Zentren, die die interdisziplinäre Arbeit fördern und wichtige Themen im universitären Kontext auch in der Öffentlichkeit präsent halten. Oft füllen sie dabei Forschungslücken, die aufgrund von Unterfinanzierung an der Kieler Universität existieren. Dies gilt etwa für das ›Chinazentrum‹, das mit relativ geringen Mitteln seit nunmehr zehn Jahren exzellente philologische und kulturwissenschaftliche Zugänge zu China bietet. Zwei weitere Zentren an der Universität nun werden von mehreren wissenschaftlichen Disziplinen getragen. Dies betrifft das ›Zentrum für Afrika- und Asienstudien‹ (ZAAS), in dem die Kompetenzen und das Fachwissen der Universität bei der wissenschaftlichen Bearbeitung der beiden Kontinente gebündelt werden, und ebenso das ›Zentrum für Osteuropa-Studien‹ (ZOS), das eine gegenwärtig wieder stark diskutierte Region in den Blick nimmt.

Das ›Zentrum für Osteuropa-Studien‹ existiert inzwischen über dreißig Jahre. Es wird getragen von Mitgliedern aus insgesamt vier Fakultäten. So werden unterschiedlichste Kompetenzen in einer sehr konstruktiven Weise gebündelt. Stärker noch als bei Exzellenzclustern führt hier

die Forschenden ihr Forschungsgebiet, in diesem Fall die Beschäftigung mit Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa, zusammen. Aktuell gehören folgende Fächer dazu: Aus der Philosophischen Fakultät die Slavistik und die Osteuropäische Geschichte, aus der Rechtswissenschaftlichen Fakultät das Osteuropäische Recht, aus der Theologischen Fakultät das Institut für Kirchengeschichte und vom Institut für Weltwirtschaft die Volkswirtschaftslehre. Das ZOS ist somit in der Lage, Themen aus der Region Osteuropa aus unterschiedlichsten Perspektiven zu beleuchten und wissenschaftlich aufzuarbeiten. Dies geschieht vor allem in Form von Ringvorlesungen und gemeinsamen Publikationen. Das Zentrum bietet ferner einen gemeinsamen Zertifikats-Studiengang ›Osteuropa‹ an. Außerdem werden vom Zentrum zwei Double-Master-Degree Studiengänge mitorganisiert, einer mit der Staatlichen Universität in St. Petersburg und einer mit der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznan (Posen). Das Zentrum verfolgt somit ähnliche Interessen wie beispielsweise das ›Zentrum für Osteuropastudien‹ an der Ludwig-Maximilians-Universität in München oder das ›Zentrum für Osteuropa- und internationale Studien‹ in Berlin. Anders als in München ist es aber nicht auf vornehmlich historische Aspekte fokussiert und anders als in Berlin vernetzt es an der Universität stärker die zu diesem Bereich Arbeitenden.



Eine intensivere Beschäftigung mit Themen Osteuropas gibt es an der Christian-Albrechts-Universität besonders seit 1945. Osteuropa als geschlossene Region ist dann aber vor allem in den Zeiten des Kalten Krieges in den Fokus der Öffentlichkeit gelangt – der Begriff ›Osteuropa-Studien‹ ist auch in dieser Zeit maßgeblich geprägt worden. Bereits 1945 wurde in Kiel eine Dozentur für Slavische Philologie eingerichtet, die 1948 in ein Extraordinariat und 1959 in ein Ordinariat überführt wurde. Eine zweite Professur wurde im Jahr 2000 eingerichtet. Aus dem ursprünglichen Seminar für Slavische Philologie wurde 2001 das Institut für Slavistik.

Das ›Institut für Osteuropäisches Recht‹ und die Abteilung für ›Osteuropäische Geschichte‹ wurden tatsächlich mitten in den Zeiten des Kalten Krieges eingerichtet, nämlich im Jahr 1958. In dieser konfliktreichen Zeit erschien eine ausgewogene und differenzierte Kompetenz in Sachen Osteuropa unbedingt notwendig.

Bald nach der Einrichtung dieser Institutionen kam der Wunsch auf, gemeinsame Ringvorlesungen abzuhalten. Auch darüber hinaus gab es bereits eine lockere Zusammenarbeit, die in den Umbruchszeiten von Perestrojka und Glasnost festere Strukturen erhielt. 1988 kam es so zur Gründung des fakultätsübergreifenden ›Zentrums für Osteuropa-Studien‹. Man orientierte sich dabei auch an dem bereits bestehenden ›Zentrum für Afrika- und Asienstudien‹. Der damalige Rektor Jost Delbrück begrüßte diesen Schritt explizit und sagte dem Zentrum die Förderung durch die Universitätsleitung zu. Ziel war in dieser Zeit vor allem

die Förderung des osteuropa-spezifischen Allgemeinwissens. Dabei stand keineswegs ausschließlich die Sowjetunion und darin die Russische Sowjetrepublik im Fokus, vielmehr sollte das Zentrum sowohl dem Austausch über wissenschaftliche Projekte als auch der Kontaktpflege zu den damals sozialistischen Staaten dienen. Diesen Aufgaben kommt es bis heute nach. Gemeinsam machte man sich schon 1989 gegen eine von der Rechtswissenschaftlichen Fakultät geplante Umwidmung des Lehrstuhls für Osteuropäisches Recht in eine Professur für Europarecht stark. Auf der Grundlage der Zusammenarbeit im Zentrum sind mehrere interdisziplinäre Forschungsprojekte entstanden, beispielsweise zwischen dem Osteuropäischen Recht und der Slawistik zum Themenbereich Rechtssprache.¹

Eine erste gemeinsame Ringvorlesung des Zentrums im Jahr 1989 beschäftigte sich mit der Perestrojka in der Sowjetunion. Seither finden jährlich Ringvorlesungen zu wechselnden aktuellen oder grundlegenden Themen statt. Zahlreiche dieser Ringvorlesungen sind auch publiziert worden.² Zuletzt wurde eine solche zu ›Krieg und Frieden im Östlichen Europa‹ durchgeführt. Seit dem Jahr 2010 gibt das Zentrum eine eigene Schriftenreihe heraus, in der bislang elf interdisziplinäre Bände erschienen sind.

Der bereits erwähnte Zertifikatsstudiengang Osteuropa wurde im Jahr 2000 unter der Federführung des Osteuropa-Historikers Uwe Liskowski eingerichtet. Das Institut für Kirchengeschichte kam mit dem Schwerpunkt auf der Geschichte der Orthodoxen Kirchen ab 2010 zum Zentrum hinzu. Aus dem Institut für Weltwirtschaft kommt seit 2018 vor allem Kompetenz zu den östlichen europäischen Randregionen. Geleitet wird das Zentrum im regelmäßigen Turnus von jeweils einem seiner Mitglieder.

Zentren wie das ZOS ermöglichen der Universität, leicht auf einen enormen Wissenspool zurückzugreifen und die damit verbundenen Kompetenzen transdisziplinär zu vermitteln. Sie sind damit ein unverzichtbares, förderungswürdiges Instrument exzellenter Universitäten.

Autor

Prof. Dr. Andreas Müller,

geboren 1966, Studium der Evangelischen Theologie in Bethel, Bern und Heidelberg, 1998 Promotion zum Dr. theol. in Heidelberg. Habilitation 2003 in München, seit 2009 Professor für Kirchen- und Religionsgeschichte des ersten Jahrtausends in Kiel, von 2016 bis 2018 Dekan der Theologischen Fakultät und seit 2023 stellvertretender Vorsitzender des Evangelisch-Theologischen Fakultätentages.

E-Mail: amueller@kg.uni-kiel.de

1 Förderung durch den Innovationsfonds des Landes Schleswig-Holstein 2007 bis 2009.

2 Vgl. Zentrum für Osteuropa-Studien: <https://www.zos.uni-kiel.de/de/projekte-und-veroeffentlichungen> [20. Juli 2023].

Open Access // Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

Welchen Willen wollen wir?

Einige semantische Unterscheidungen des Freiheitsbegriffs

Negative und positive Freiheit

— *Die Furcht vor der Freiheit* (1941) war einmal ein viel gelesenes Buch des Psychoanalytikers Erich Fromm. Es entwickelt drei Thesen. Erstens: dass menschliche Freiheit in der Moderne »als positive Verwirklichung des individuellen Selbst« verstanden werde. Zweitens: dass sich die so verstandene Freiheit noch gar nicht wirklich hat entfalten können, weil uns Freiheit zwar »Unabhängigkeit und Rationalität ermöglicht, aber [...] isoliert und dabei ängstlich und ohnmächtig gemacht« habe.¹

Fromm will einen wachsenden Zwiespalt zwischen negativer und positiver Freiheit erkennen. Die Freiheit ›von‹ jeder Bindung (an Tradition, Herkunft etc.) hat zwar zugenommen, aber sie bleibt weitgehend negativ, während die Möglichkeiten ›zu‹ einer positiven Verwirklichung von Individualität in Europa zu einer »panikartigen Flucht vor der Freiheit in neue Bindungen« oder in »Gleichgültigkeit« geführt habe.²

Seine dritte These besagt deshalb, dass wir in der Moderne die positive Freiheit zur Selbstbestimmung gar nicht richtig wahrnehmen können. Die sozialpsychologischen Gründe dafür lägen zum einen in dem zunehmenden Narzissmus, der wachsenden Selbstbezogenheit eines jeden Individuums, zum anderen in seiner konformistischen Autoritätshörigkeit inmitten einer nicht hinreichend demokratisierten und die Ökonomie nicht in den Dienst des Menschen stellenden europäischen Kultur.

Das war 1941 gesagt, während des Zweiten Weltkriegs. Evidenterweise haben zeitdiagnostische Befunde ihren eigenen geschichtlichen Ort. Entsprechend kann es heute nicht mehr da-

1 Erich Fromm: *Escape from Freedom* (1941), dt.: *Die Furcht vor der Freiheit* (1941), in: Erich Fromm: *Gesamtausgabe*, Bd. 1, hg. v. R. Funk, Stuttgart 1980, S. 218.

2 Fromm 1941 (wie Anm. 1), S. 239.

rum gehen, Fromms Thesen zu belegen, zu widerlegen oder neu aufzulegen. Dazu wären umfassende sozialpsychologische Untersuchungen notwendig. Mir geht es vielmehr darum, zwei fruchtbare Unterscheidungen aufzugreifen, die zu einer ersten begrifflichen Klärung unseres – seinerseits geschichtlich sich wandelnden – Freiheitsverständnisses verhelfen: Zum einen um die grundlegende Unterscheidung zwischen negativer und positiver Freiheit; zum anderen um die interessante Beobachtung, dass wir uns der Freiheit zuweilen widerwillig annehmen, dass Freiwilligkeit und Widerwilligkeit nicht unvereinbar sind. Die erste Unterscheidung scheint so begrifflich evident wie die zweite kognitiv dissonant. Aber schon ein einfaches Beispiel zeigt die Evidenz auch der zweiten Unterscheidung. Es ist mir problemlos möglich, zu sagen, dass ich in diesem Artikel über Fragen der Willensfreiheit vollkommen freiwillig, aber doch einigermaßen widerwillig schreibe. Widerwillig nicht etwa, weil es ein unwichtiges Thema wäre, über das schon alles gesagt ist; noch weniger, weil ich nicht mit anderen über dieses Thema ins Gespräch kommen wollte; und schon gar nicht, weil ich nicht von anderen Disziplinen (der Hirnforschung, der Volitionspsychologie, der Literaturwissenschaft etc.) viel zu diesem Thema lernen könnte. Das Gegenteil ist der Fall: das Thema ist wichtig, das interdisziplinäre Gespräch ist es nicht weniger und der Erkenntnisgewinn ist es ohnehin. Aber einen Widerwillen dürfte ich schlicht schon deshalb haben, weil ich kein Experte für das Thema bin. Ein anderes Unbehagen resultiert daraus, dass Philosophinnen und Philosophen, theoretische zumal, im Kreise von Medizinerinnen, Juristinnen, Kognitionswissenschaftlern und Theologinnen meist als arme Verwandte mit am Tisch sitzen. Wir können in der Regel weder mit empirischen Belegen noch mit rechtsverbindlichen Ratschlägen aufwarten, weder mit experimentellen Erkenntnissen noch mit bündigen Formeln (etwa der *decision theory*), nicht einmal mit umfassender Weltdeutung, geschweige denn praktischer Lebenshilfe.

Die Expertise der Philosophie besteht in erster Linie darin, verborgene Voraussetzungen unserer Meinungen aufzuhellen, eingeschliffene Sprechweisen kritisch zu beleuchten oder Begriffe und Rationalisierungen zu prüfen, die wir unwillkürlich verwenden, wenn wir über Themen wie Wille und Freiheit sprechen. Philosophie ist die mühsame Kunst, sinnvolle Unterscheidungen zu treffen. »Welchen Willen wollen wir?«, heißt deshalb fragen: Über welchen Aspekt des menschlichen Willens reden wir eigentlich? Je globaler wir über etwas sprechen, desto inkonkreter, ungenauer und unbestimmter wird evidenterweise unsere Rede; und je vager wir reden, desto anfälliger ist das, was wir sagen, für Missverständnisse oder Scheinprobleme.

Eine wichtige Unterscheidung habe ich mit den bisherigen Überlegungen bereits eingeschmuggelt: Es ist offenbar gar nicht so ungewöhnlich, schon gar nicht unmöglich, etwas freiwillig und dennoch widerwillig zu tun. In meinem Fall ließe sich fragen: »Mon Dieu, wenn es solchen Widerwillen bereitet, warum schreibt man dann überhaupt über solche Themen?« Eine berechtigte Frage, deren Antwort lauten könnte: Weil ich lernwillig bin und die Gelegenheit beim Schopfe packen will, mich tiefer in diese Frage einzudenken. Insofern habe ich mit

›Widerwilligkeit‹, ›Freiwilligkeit‹ und ›Lernwilligkeit‹ genau jene drei zentralen Bedeutungen – und damit eine erste Unterscheidung – ins Spiel gebracht, die seit alters her mit dem Problem des Willens und dem Postulat seiner Freiheit verbunden wurden. Denn mit dem Begriff des Willens verbinden wir 1) ein psychisches Antriebsvermögen (›Och nee, ich will heute nicht‹), aber auch 2) ein praktisches Entscheidungsvermögen (›Ich will nicht X, sondern Y‹) und 3) ein rationales Strebevermögen (›Es wäre vernünftiger, X zu wollen‹).

Buridans Esel: Antriebswille, Dezisionsvermögen, Strebekraft

Dass diese drei Vermögen verschiedene Aspekte des Willens und seiner Freiheit betreffen, aber doch irgendwie zusammengehören, zeigt eine berühmte Parabel. Der mittelalterliche Philosoph Johannes Buridan gibt das Gedankenspiel eines Esels, der zwischen zwei gleich großen Heuhaufen steht. Unschlüssig, welche Wahl er angesichts der beiden, gleich guten Optionen treffen soll, verhungert der Esel schließlich über dem vollen Teller seiner Entscheidungsunfähigkeit. Keinem wirklichen Esel würde so etwas passieren und Buridans Analogie plausibilisiert die bereits eingeführte Unterscheidung: Es gibt den Willen als 1) Bestreben, sich in der Existenz zu erhalten, welches sowohl ein geistiges Bestreben (= *conatus*) als auch ein körperlicher Trieb (= *appetitus*) ist. Dieser Wille als Trieb treibt den Esel zur Futterstelle. Wir verstehen unter Wille aber auch 2) das Entscheidungsvermögen, zwischen Möglichkeiten wählen zu können (*liberum arbitrium*). Hier hat der Wille die freie Wahl – für Buridans Esel ist sie viel zu frei. Er kann mit der Absolutheit der Wahl so wenig anfangen, dass sie sich am Ende sogar gegen den Erhaltungstrieb selbst richtet. Dies geschieht auch deshalb, weil offenbar der dritte Aspekt des Willens, 3) das rationale Strebevermögen, ausgesetzt hat. Der Esel hat nicht begriffen, dass es in dem Fall zwischen zwei gleich guten Optionen vernünftiger ist, sich für irgendeine zu entscheiden, um das noch höhere Gut der Existenzerhaltung anzustreben. Das aber ist nicht die einzige Deutungsmöglichkeit. Ersichtlich ist nämlich auch, dass sich die Esel, die wir Menschen selbst sind, tatsächlich um eines höheren Gutes willen sogar gegen ihren eigenen Lebenswillenstrieb entscheiden können – etwa, weil wir nicht länger leiden oder anderen damit helfen wollen.

Damit ist eine zweite Unterscheidung gewonnen. Die verschiedenen Vermögen unseres Willens können sowohl miteinander harmonieren als auch untereinander und ineinander in Konflikt stehen. Konfligierende Willensvermögen sind keine bedauerlichen Betriebsunfälle unserer Willensfreiheit, sondern deren Normalfall. Denken wir noch einmal an meinen eigenen Widerwillen zurück. Ich habe in die freundliche Einladung, etwas über Willensfreiheit zu schreiben, nach einigen Überlegungen freiwillig eingewilligt. Obwohl ich ein deutliches Unbehagen als Nicht-Experte gespürt habe, konnte ich zugleich aus Vernunftgründen erwägen, meinen geistigen Horizont mit diesem Auftrag zu erweitern. Der Widerwille betraf mein zu-

nächst schwaches Antriebsvermögen; die Freiwilligkeit betraf mein Entscheidungsvermögen (Zusage oder Absage); die Lernwilligkeit betraf meine rationale Lust, von einem möglichen Gespräch mit Leserinnen und Lesern zu profitieren.

Beiläufig zeigt das Beispiel übrigens auch, dass das psychophysische Strebevermögen des Unbehagens nicht einfach irrational ist, sondern selbst schon von rationalen Interessen durchdrungen: Mein Unwille war durchaus vernünftig, weil ich mit Gründen zweifeln kann, ob ich als Nicht-Experte für Willensfreiheitsfragen tatsächlich ein guter Stichwortgeber sein kann. Umgekehrt repräsentierte das rationale Strebevermögen nicht einfach nur die kalte Rationalität einer instrumentellen Entscheidung (z.B. ein Honorar einzustreichen), sondern auch eine Lust – die Lust zu lernen und mich weiter zu bilden.

Was unser Gehirn will, bevor wir es wollen: schwacher und starker Willensbegriff

Unser Wille als Wahlvermögen ist natürlich nie so unbedingt, wie es das Gedankenspiel von Buridans Esel suggeriert. Irgendwann würde sich der Magen des Tieres gemeldet und zu irgendeinem der beiden Heuhaufen geführt haben. Wir alle wissen nur zu gut, dass unsere Willenskraft von unendlich vielen Bedingungen beeinflusst wird: Einflüsse physischer, psychischer, sozialer Art. Die Frage ist dann die, ob unser so vielfältig bedingter Wille überhaupt noch ein freier ist. Dass wir gar nicht frei entscheiden können, weil alles irgendwie schon bedingt sei, ist die Auffassung, die Determinismus genannt wird. Strenge Deterministen sind der Auffassung, dass unser Wille und unsere Freiheit von so vielen unbeeinflussbaren Faktoren abhängen, dass Freiheit eigentlich ein Schein ist, ein leeres Wort, das uns verhext. Biologische Deterministen glauben, dass die chemische Zusammensetzung lebendiger Materie immer schon über alles entschieden hat, was sein kann; neurophysiologische Deterministen glauben, dass die neuronalen Vorgänge in unserem Gehirn darüber entscheiden, was wir tun; sozialpsychologische Deterministen glauben, dass unser gesellschaftliches Milieu plus die Erziehung unserer Eltern zuverlässig darüber entscheiden, wer wir sein und wie wir handeln werden.

In letzter Zeit ist vor allem ein hirnphysiologischer Determinismus einflussreich geworden. Hirnforschung ist eine seriöse, höchst erfolgreiche Wissenschaft. Weniger seriös waren in den vergangenen Jahren Philosophen, die sich kognitionswissenschaftliche Erkenntnisse über das Gehirn angelesen und daraus sehr weitreichende Schlüsse gezogen haben, etwa für die Veränderung unseres Strafrechts oder die Zuschreibung persönlicher Verantwortlichkeit. Im Zentrum der Aufmerksamkeit stand erneut das ›Libet-Experiment‹ aus den 1980er Jahren. In diesem Experiment des Psychologen Benjamin Libet werden Probanden gebeten, Fingerbewegungen ausführen und dabei anzugeben, wann genau sie die Entscheidung trafen und den willentlichen Impuls zum Drücken einer Taste bewusst erfuhren. Die überraschende Einsicht

einiger Experimente war, dass der motorische Subcortex unseres Gehirns die Bewegung offenbar bereits vorbereitet (›Bereitschaftspotential‹), noch bevor unser Bewusstsein eine Absicht gefasst, geschweige denn den Knopf gedrückt hat. Wenn also die Fingerbewegung zu einem Zeitpunkt $t_3 = 0$ erfolgt, so ist das Bewusstsein am EMG 200 Millisekunden vorher messbar ($t_2 = -200\text{ms}$), aber das sogenannte Bereitschaftspotential per EEG sogar bereits 550 Millisekunden vor der Bewegungsäußerung ($t_1 = -550\text{ms}$).³ Einfacher gesagt: die neuronale Aktivität erfolgt eine halbe Sekunde vor der Willensäußerung.

In philosophischer Hinsicht sind die seither vorgebrachten Einwände gegen die Versuchsanordnung weitgehend uninteressant; interessanter sind die begrifflichen Fragen: Wo wird in der Spannweite von -500 bis Null Millisekunden eigentlich der Wille situiert? Ist er die neuronale Aktivität, ist er das Bewusstsein des Entschlusses, ist er dessen Äußerung? Das Experiment gibt darauf keine Antwort. Dagegen laufen die philosophischen Einwände gegen allzu weitreichende Folgerungen für unser Freiheits- und Selbstverständnis, die aus solchen Experimenten gezogen wurden, auf die Kritik des fragwürdigen »Neurozentrismus«⁴ jenes hirnhysiologischen Freiheitsverständnisses hinaus. ›Neurozentristisch‹ heißen solche Auffassungen, die Begriffe und Ideen mit einer erheblichen historischen und kulturellen Semantik auf neuronale Aktivitäten zurückzuführen trachten. Sie sind Teil einer allgemeinen Messbarkeits- und Verdinglichungstendenz, die gedankliche Gegenstände mit ontischen Objekten oder quantitative mit qualitativen Kategorien zu verwechseln neigt.⁵ Entsprechend unterstellt der Neurozentrismus, dass Freiheit keine Idee sei, sondern ein neuronales Bewusstseinskorrelat: Das Gehirn entscheidet.

Sprechweisen und Schlussfolgerungen dieser Art gehen von unhaltbaren Voraussetzungen aus und haben deshalb ebenso unhaltbare Konsequenzen; und sie lassen basale begriffliche Differenzierungen vermissen, so zum Beispiel die dritte Unterscheidung, die ich erläutern möchte, nämlich die zwischen schwachem und starkem Freiheitsbegriff. Demnach sollte man wohl unterscheiden zwischen der Freiheit zur bewussten Ausführung instruierter Fingerbewegungen (›schwacher Freiheitsbegriff‹) und der Freiheit als Entscheidungsfähigkeit aus ›Gründen‹ (›starker Freiheitsbegriff‹).⁶ Das erwähnte ›Libet-Experiment‹ hat es mit derart kurzen Zeiträumen zu tun, dass es komplexe Entscheidungsprozesse gar nicht berücksichtigen kann. Es setzt ein simples Handlungsfreiheitsmodell voraus, das nicht sonderlich viel erklären kann. Handlungen haben es nämlich nicht nur mit willentlichen Handlungsimpulsen zu tun, son-

3 Vgl. Benjamin Libet: Unconscious Cerebral Initiative and the Role of Conscious Will in Voluntary Action, in: Behavioral and Brain Sciences 8 (1985), S. 529–566. – Zur philosophischen Kritik der Befunde vgl. Daniel C. Dennett: Consciousness Explained, Boston 1991.

4 Markus Gabriel: Ich ist nicht Gehirn. Philosophie des Geistes für das 21. Jahrhundert, Berlin 2015, S. 20–25.

5 Vgl. Ralf Becker: Qualitätsunterschiede. Kulturphänomenologie als kritische Theorie, Hamburg 2021, S. 9–29.

6 Vgl. Detlef B. Linke: Die Freiheit und das Gehirn. Eine neurophilosophische Ethik, München 2005.

dern auch mit der Vorstellung der auszuführenden Handlung, mit der Erwägung und Korrektur dieser möglichen Handlung und schließlich mit deren Ausführung selbst, die zuletzt auch darin besteht, dass wir uns die ›Autorschaft‹ über sie zuschreiben. Zuletzt verlangen Handlungen, anders als Verhalten oder Tun, nicht nur nach Absicht und Äußerung, sondern auch nach Gründen.

Die Entscheidung des Probanden, eine Taste mit dem Finger zu drücken, hatte zwar einen Grund: den Willen des Testleiters, die Probanden in selbstgewählten Abständen Tasten drücken zu lassen. Aber ist der spontane, bewusste Wille, die Taste zu drücken, deshalb auch die Ursache des Tastendrückens? Wohl kaum, denn die Fingerbewegung war zwar die Ursache des Tastendrückens, aber eine Willenshandlung im starken Sinne beruht auf rationalen Erwägungen. Im vortheoretischen Bewusstsein denken wir uns den Willen oft so, dass wir ihn als *Ursache* von etwas missverstehen – so wie das Drücken des Bahnwärters auf einen Knopf den elektrischen Impuls auslöst, der dann durch die Kabel die Bahnschranke erreicht und diese hydraulisch-mechanisch zum Hochgehen bewegt.⁷ Das Bild des Bahnwärters und seiner Schranke mag anzeigen, dass wir uns den Willen wie ein mechanisches Ding vorzustellen neigen, mit dem man andere Dinge bewegen kann. Überhaupt haben wir die Neigung, die Gesetze der Mechanik zum Idealtypus wissenschaftlicher Erklärungen zu machen und verstricken uns dann, zumal in den Kultur- und Geisteswissenschaften, in eine Reihe von Scheinproblemen.

Wenn der Wille ein Ding wäre, ein Organ, ein Hirnimpuls oder ein geistiger Akt, der hinter allem, was wir tun, steht, dann müssten wir auch die Frage beantworten können: Wie viele Willensentscheidungen oder Willensakte haben wir heute Morgen vorm Frühstück eigentlich schon gehabt? War der Entschluss aufzustehen ein willentlicher; war das Kratzen am Kopf ein Willensakt; war ich heute um 10:00 Uhr stark mit Wollen beschäftigt?⁸ Die Schiefheit, ja Absurdität der Fragen lässt erkennen, dass der Wille kein zählbares Ursachen-Ding ist, der Handlungen auslöst, die dann seine Wirkungen sind. Der Wille ist nicht ein Erstes, dem dann als Zweites die Handlung folgt. Denn dann müssten wir auch fragen können: Wenn mein Wille die Ursache dieser Handlung war, was hat dann aber seinerseits meinen Willen verursacht? Das ›Feuern‹ der Neuronen in der Amygdala in dieser oder jener Intensität?

Halten wir fest: Im Unterschied zu dem schwachen Freiheitsbegriff der Verursachung meint der starke Freiheitsbegriff a) ein Aus-überlegten-Gründen-handeln-können und b) ein sogar Gegen-gute-Gründe-handeln-können. Willensfreiheit dokumentiert sich auch in einem Entschluss, der besagt: Es gibt sehr gute Gründe, dies nicht zu tun, aber ich tue es trotzdem. Freiheit ist nicht zuletzt die unerklärliche Resilienz des Entscheidungswillens gegen die guten Gründe des rationalen Strebewillens. Selbst gute Gründe, darauf werde ich noch zurückkommen, determinieren uns nicht total.

7 Vgl. Gilbert Ryle: *The Concept of Mind*, London (1949) 2000, S. 61–80.

8 Zu den Beispielen vgl. Ryle 1949 (wie Anm. 7), S. 63.

Wille meint nicht Wunscherfüllung

Hängen Handlung, Wille und vernünftiges Überlegen nicht zumindest so zusammen, dass Einschränkungen unserer Handlungsfreiheit notwendig auch unseren Willen in seiner Freiheit beschränken? Auch hier sind zwei Aspekte zu unterscheiden. Gewiss war der Physiker Stephen Hawking in seiner Handlungsfreiheit eingeschränkt. Im Unterschied zu mir konnte er keinen Ikea-Schrank zusammenbauen; im Unterschied zu ihm allerdings habe ich als Nicht-Physiker keinerlei Einfluss auf die Theorieentwicklung in der Physik. Heißt das, dass Hawking auf der einen oder ich auf der anderen Seite in unserem Willen unfrei wären? Natürlich ließe sich einwenden, dass der Vergleich schief ist. Es werden körperliche Tätigkeiten wie das Verschrauben von Brettern mit geistigen Tätigkeiten wie der physikalischen Theoriebildung verglichen. Doch das trifft, wenn überhaupt, allenfalls grob zu, vor allem aber enthält der Hinweis kein schlüssiges Argument dafür, dass Handlungen sich auf körperliche Tätigkeiten beschränken. Wir kennen, im Gegenteil, eine Vielzahl von Schrift- und Sprechhandlungen, die man performative Akte nennt. Das sind Tätigkeiten, die es überhaupt nur in sprachlicher Gestalt gibt. Jemanden taufen, verklagen oder verurteilen kann nur mithilfe von Prozeduren gelingen, in denen geschrieben oder gesprochen wird. Doch auch sie sind Handlungen – mit zum Teil erheblichen Folgen.

Körperliche Handlungsfreiheit kann, muss aber nicht entscheidend für Willensfreiheit sein. Wo eingeschränkte Körperfunktionen unseren Freiheitsspielraum nicht absolut einschnüren, dort passen wir unsere Wünsche stets den Handlungsmöglichkeiten an. Doch das gilt für jede Lebenslage. Ebenso wenig wie Stephen Hawking steht es in meiner Handlungsmacht, aus eigener Kraft zum Mond zu fliegen. Ich kann vernünftigerweise gar nicht den Willen haben, ohne Hilfsmittel zum Mond zu fliegen. Würden wir deshalb unseren Willen insgesamt einen unfreien nennen wollen? Offenbar nicht, denn wir wünschen nicht planlos in den Tag hinein, sondern stimmen unseren Willen immer schon mit den Handlungsmöglichkeiten ab, deren Urheberchaft wir uns überhaupt zuschreiben können. Handlungen, deren Autoren wir faktisch nicht sein können, können wir auch nicht wollen. Unausgesprochen fragen wir uns damit immer schon: Welchen Willen kann ich eigentlich überhaupt wollen? und nehmen dadurch implizit bereits eine Einstellung zu unseren Willenseinstellungen ein.

Das spiegelt sich in der Differenz von Wünschen und Wollen. Zwar nehmen wir den Unterschied umgangssprachlich nicht so genau. Kindern etwa bringen wir bei »Ich möchte dies ...« oder »Ich wünsche, dass Du ...« zu sagen statt »Ich will, dass Du ...«. Doch das sind schlichte Höflichkeitskonventionen. Begrifflich präzise wird der Unterschied zwischen Wünschen und Wollen erst dort, wo wir beide auf bestehende Handlungsmöglichkeiten beziehen. Dann nämlich sehen wir, dass der Wille sich vom Wünschen entschieden darin unterscheidet, dass es im Bereich des uns Möglichen liegen muss, den Willen durchzusetzen.⁹ Wir würden nicht sagen:

⁹ Vgl. Peter Bieri: Das Handwerk der Freiheit. Über die Entdeckung des eigenen Willens, Frankfurt am Main ¹¹2013 (OA 2001).

»Ich will, dass mein Urgroßvater noch lebt«, sondern: »Ich wünschte, mein Urgroßvater lebte noch«, weil wir keinerlei Einfluss auf diesen irrealen Sachverhalt haben. Wir können uns alles Unmögliche wünschen, während sich der Wille nur auf erfüllbare Wünsche erstrecken kann.

Den Impuls, etwas Unmögliches zu wollen, würden wir deshalb auch nicht unfrei nennen, sondern schlicht für unrealistisch, unmöglich und *unbegründet* halten.¹⁰ Wir können nicht im Lotto gewinnen wollen, sondern können es uns allenfalls wünschen. Weil wir mit dem Begriff des Willens den der Urhebererschaft verbinden, schreiben wir dem, was wir wollen, zumindest die Chance der Verwirklichung zu. Wollen können wir nur das, dessen tätiger Urheber zu sein zumindest grundsätzlich in unserer Macht steht. Wessen Urheber wir gar nicht sein können, das können wir uns nur wünschen, nicht wollen. Beim Lotto haben wir darauf noch weniger Einfluss als etwa bei einer Bezirksratswahl. In einem Bezirk mit zwanzig Wahlberechtigten hat unsere Stimme Gewicht. Wir können hier nicht nur wünschen, sondern vielleicht auch wollen, dass unser Kandidat das Rennen macht, indem wir ihn mit unserer Stimme unterstützen. Voraussetzung solcher Willensfreiheit ist dann unter anderem die Handlungsfreiheit, wahlberechtigt zu sein.

Scharanskis Witze: Gedanken-, Meinungs- und Handlungsfreiheit

Gedanken-, Meinungs- und Handlungsfreiheit gehören irgendwie zusammen. Doch sind sie notwendig miteinander verbunden? Im *ZEITmagazin* Nr. 37 (2016) erzählt der israelische Politiker Natan Scharanski eine beeindruckende Geschichte, die diese Unterscheidung beleuchtet. Der in den 1970er Jahren wegen »antisowjetischer Propaganda« vom KGB inhaftierte Scharanski erinnert:

»Ich habe jede Möglichkeit genutzt, den KGB-Leuten zu zeigen, dass sie die wahren Sklaven sind. Ich erzählte ihnen sehr lustige Witze über Breschnew. [...] Sie konnten das Lachen kaum zurückhalten, aber sie durften nicht lachen, denn das wäre das Ende ihrer Karriere gewesen. Also wurden sie wütend und haben mich angeschrien. Ich sagte dann: Seht ihr? Ihr wollt lachen, aber ihr dürft nicht, und gleichzeitig wollt ihr mir sagen, dass ihr freie Menschen seid und ich der Gefangene.«¹¹

Scharanskis Geschichte belegt eindrücklich, wie der menschliche Geist sich noch in der Gefängniszelle Freiheitsspielräume erringen will. Auch hier liegen die Möglichkeiten in einem

10 Vgl. Julian Nida-Rümelin: *Über menschliche Freiheit*, Stuttgart 2012, 87–92.

11 »Ihr wollt lachen, aber ihr dürft nicht.« Interview mit Natan Scharanski, in: *ZEITmagazin* 37 (2006), 5.10.2016, <https://www.zeit.de/zeit-magazin/2016/37/natan-scharanski-kgb-politiker-autor-rettung> [25.9.2023].

Sprechakt: dem des Humors. Leicht vorstellbar allerdings, dass ein Sprechverbot die Gefangenen auch noch dieser Möglichkeit berauben würde. Deshalb kann man sich, so beeindruckend Scharanskis Mut auch ist, bei der Willensfreiheit nicht auf das Sonntagsgerede zurückziehen, dass der Mensch auch in Ketten noch irgendwie frei sei. Konsequenterweise forderte die europäische Aufklärung des 17./18. Jahrhunderts nicht nur Gedanken-, sondern Meinungsfreiheit. Gedanken auch äußern zu können, ist die entscheidende Handlung der Willensfreiheit. Wenn Marquis von Posa in Schillers *Don Carlos* König Philipp II. beschwört: »Geben Sie / Gedankenfreiheit«, so meint dies gerade nicht, was wir jederzeit auch im stillen Kämmerlein denken dürfen, sondern vielmehr, dass wir unsere Meinung in eine rasonierende Öffentlichkeit hinausrufen können sollten.

Eine in der Immanenz der privaten Gedanken verbleibende Meinungsfreiheit liefe auf einen ähnlich schwachen Freiheitsbegriff hinaus wie auf den des Neurozentrismus – nur diesmal nicht im Namen des Determinismus, sondern des Indeterminismus. Der Indeterminismus – die Auffassung, dass wir stets frei und zur Freiheit verdammt seien – macht denselben Fehler wie der Determinismus, nur mit umgekehrten Vorzeichen. Beide Positionen nämlich nehmen jene Bedingtheiten entweder nicht oder viel zu ernst, die unseren Willen und seine Handlungsfreiheit bestimmen. Ein ungeschmälerter Freiheitsbegriff verstünde Bedingungen und Beschränkungen weder als bloße Begrenzungen noch als famose Optionen, sondern als die realistischen und notwendigen Koordinaten unserer Möglichkeitsspielräume. Freiheit entfaltet sich in dem Spielraum unserer Mittel, Fähigkeiten, körperlichen Voraussetzungen, nicht zuletzt in dem unseres Charakters.

Ein Freiheitsverständnis, das diese Beschränkungen ignorierte oder die Abschaffung aller Bedingtheit forderte, wäre weltfremd, ja weltlos. Gewiss, viele dieser Bedingungen sind nicht wünschenswert: In der Sucht äußert sich ein zerstörerischer Wille, in den Neurosen ein zwanghafter Wille, in nervösen Ticks ein unkontrollierter Wille, im Phlegma ein willensschwacher Wille, in der Willkür ein unberechenbarer Wille, im Jähzorn ein unbeherrschter Wille, in der Infantilität ein unbelehrter Wille. Solche Situationen, Neigungen und Beschränkungen können dazu führen, dass wir uns mit unserem Willen nicht vollends identifizieren. Wir wollen ihn eigentlich nicht. Leiden wir unter Alkoholsucht, so heißt es zwar wohlfeil »Hör´ doch mit dem Trinken auf« und doch wissen wir, dass es so einfach nicht ist. Denn wir erfahren uns nicht mehr als souveränen Urheber, sondern eher als ohnmächtigen Zuschauer unseres Willens.¹²

Damit ist eine fünfte Unterscheidung eingeführt: unsere Identifikation mit einem begründeten Willen. Diese Identifikation meint, dass wir uns fragen können: Welchen Willen will ich eigentlich? Die Frage führt zu einer übergeordneten, also reflektierten Einstellung zu unserem Willen und Wünschen selbst. Man kann dies, mit Harry G. Frankfurt, Wille erster und zweiter

12 Vgl. Bieri 2001 (wie Anm. 9), S. 96–126.

Ordnung nennen.¹³ Der Wille erster Ordnung kann mir aufgezwungen werden: durch KGB-Schergen, durch Freiheitsberaubung, Erpressung, Nötigung, Zwangslage oder durch eine Sucht: »Ich will / muss jetzt rauchen«. Doch können wir diesen Willen erster Ordnung in einem Willen zweiter Ordnung reflektieren. Dieser wäre dann ein selbsterzwungener Wille, bei dem wir unseren Willen selbstgewählten Motiven, Maximen oder Regeln unterwerfen: »Ich will nicht mehr rauchen wollen«. Der selbsterzwungene Wille zweiter Ordnung ist gegenüber dem ersten in der Freiheit, neue Handlungsoptionen (z.B. einen Alkoholentzug) in den Möglichkeitsspielraum einzubringen: Dann habe ich zwar immer noch das Bedürfnis (= psychisches Antriebsvermögen) zu rauchen, aber ich will zugleich nicht mehr Rauchen wollen (= rationales Strebevermögen).

In der Wahlkabine: instrumentelle, reflexive und präreflexiv-spontane Entscheidungen

Beziehen wir diese Unterscheidung auf die Willensebene zurück, die wir alle vermutlich am ehesten im Sinn haben, wenn wir an Willensfreiheit denken: den Entscheidungswillen (oder hochtrabender: das Dezisionsvermögen). Von einer solchen Freiheit sprechen wir, wenn wir zwischen Optionen wählen dürfen: Hotdogs oder Hamburger, McDonalds oder Burger King, CDU oder SPD. Freier noch sind wir, wo es nicht nur um zwei Optionen geht, sondern ein Drittes möglich wird: Fischbrötchen, Kentucky Fried Chicken oder FDP. Das Entweder-Oder ist bereits eine Freiheitsbeschränkung, die erst durch ein Weder-Noch oder Sowohl-als-auch aufgebrochen wird. Dies gilt übrigens auch für unsere Frage nach der Willensfreiheit im Ganzen: Wirkt nicht der Determinismus (»alles ist irgendwie bestimmt und deshalb unfrei«) ebenso realitätsfeindlich wie uns der Indeterminismus (»alles ist irgendwie offen und deshalb frei«) – realitätsfremd erscheint? Würden wir nicht gerne der Entweder/Oder-Alternative von Determinismus und Indeterminismus selbst entrinnen? Aber wie? Auch hier ergeben sich Möglichkeiten, für die sich in der Fachdisziplin der Begriffsname »Kompatibilismus« eingebürgert hat. Die eine Möglichkeit betrifft die Wahl unseres Willens, die andere seine Spontaneität.

Beim Wählen zwischen Optionen kommen unterschiedliche Entscheidungsarten ins Spiel. Es gibt – so der sechste Unterscheidungsvorschlag – instrumentelle, reflexive und präreflexive Entscheidungen. Instrumentelle Entscheidungen betreffen die Wahl der Mittel zu einem bestimmten Zweck.¹⁴ Welche Mittel etwa setze ich ein, um meinem Traum vom Lottogewinn näherzukommen? Nehme ich einen normalen Tippschein oder setze ich mehr Geld aufs Spiel und wähle einen Systemtipp, der die Gewinnwahrscheinlichkeit erhöht? Lottogewinn heißt dann der höhere Zweck einer solchen Entscheidung über die Mittel zu seiner Verwirklichung.

13 Harry G. Frankfurt: Freedom of the Will and the Concept of a Person, in: Journal of Philosophy 68 (1971), S. 5–20.

14 Vgl. Bieri 2001 (wie Anm. 9), S. 54–65, unterscheidet zwischen instrumentellen und substantiellen Entscheidungen.

Bei instrumentellen Entscheidungen müssen wir zuweilen sogar willentlich Unerwünschtes tun, um einen Zweck zu erreichen: Wir verabscheuen den Geschmack der Medizin, nehmen sie aber, um gesund zu werden; wir hassen Konzerte einer bestimmten Band, gehen aber trotzdem hin, weil wir netterweise jemanden begleiten wollen.

Reflexive Entscheidungen sind anderer Art. Sie betreffen nicht mehr nur die Mittel, sondern die Zwecke selbst. Dann fragen wir nicht »Will ich den Einzel- oder Systemtipp?«, sondern »Will ich überhaupt noch Lottospielen?« Bei reflexiven Zweckentscheidungen (= Wille zweiter Ordnung) befragen wir unseren Willen auf zweifache Weise selbst: Welchen Willen will ich eigentlich? (= deskriptiv); welcher Wille sollte zu meinem Willen werden? (= normativ). Solche Entscheidungen erfordern, dass wir einen Abstand zu unserem Willen gewinnen. Nur aus der Distanz lassen sich die richtigen Fragen stellen, lässt sich auch die Phantasie gewinnen, die wir benötigen, um die richtigen Überlegungen anzustellen. Denn zur Freiheit reflexiver Entscheidungen gehört auch, etwas anderes wollen zu können. Deshalb sind reflexive Entscheidungen jederzeit revidierbar, instrumentelle nicht. Die instrumentelle Entscheidung, vor fünf Minuten einen Systemtipp abgegeben zu haben, kann ich nicht mehr revidieren; der Schein ist eingereicht. Dagegen kann ich die reflexive Entscheidung, überhaupt noch weiter Lotto spielen zu wollen, jederzeit revidieren. Und selbst diese Revision lässt sich wieder revidieren.

Nicht nur das überlegte Urteil des aus Gründen etwas Wollens gehört zum Willen, sondern auch das gegen gute Gründe Entscheiden. Bislang hatten wir nur einen Willensfreiheitsbegriff diskutiert, der im Namen von Realismus und Rationalität die vielfältigen Bedingtheiten unseres wirklichen Lebens ebenso mit in Kauf nahm wie Vernunftentscheidungen. Wir haben einen vernünftigen und nicht realitätsfremden Willen vorgestellt. Doch gehört zu unserem Willensfreiheitsverständnis nicht auch noch etwas Entscheidendes, das sich allem begründeten Vernunftentscheid und aller Realitätserwartung entzieht? Wäre unser Freiheitsverständnis nicht arm und leer, wenn es nicht in unserer Freiheit auch etwas Unbedingtes, Spontanes, Willkürliches, Realitätsfernes gäbe? Wäre Freiheit überhaupt Freiheit, wenn wir nicht auch sagen könnten: »Ich will dies – einfach so.«¹⁵ »Ich will dies weder aus schlechten noch aus guten Gründen, ja noch nicht einmal gegen alle guten Gründe, sondern einfach nur, weil ich es will.«

Machen wir uns an folgendem Gedankenspiel klar, dass dies nicht bloß infantiler Wunsch sein muss, sondern einen notwendigen Aspekt unserer Willensfreiheit berührt. Stellen wir uns einen Menschen vor, der gegen jede Herkunft, wider alle Vernunft und gegen jede Milieubindung sein Kreuz bei einer bestimmten Partei macht, die er sonst nie gewählt haben würde. Einfach so, wider alle Überzeugung und Gewohnheit. Das Szenario ist nicht sonderlich realistisch, aber es illustriert recht genau, was wir uns von Entscheidungsfreiheit erhoffen: Dass wir auch im letzten Moment noch anders entscheiden dürfen als es unsere Eltern, unser Milieu, unsere Freunde von uns erwarten. Schmeckt die Freiheit nicht erst dann süß wie Honig, wenn

15 Vgl. dazu die erhellenden Bemerkungen von Bieri 2001 (wie Anm. 9), S. 222–226.

wir neben instrumentellen Mittelkalkülen und reflexiven Zwecksetzungen auch solche vollkommen spontanen und willkürlichen zu treffen in der Lage sind?

Das ›Bestimmer-Spiel‹: Was wäre ein absoluter Wille?

Erweitern wir dieses Gedankenspiel.¹⁶ Stellen wir uns vor, der spontane, unbeschränkte Wille sei nicht Grenz-, sondern Normalfall unserer Freiheit. Stellen wir uns vor, wir wachen morgens auf und alles wäre uns zu willen. Unsere Wünsche würden sogleich verwirklicht; schon das Fassen eines Gedankens brächte die Wirklichkeit des Gedachten hervor. Ich möchte jetzt auf den Malediven sein – bin schon da. Ich will sofort im Lotto gewinnen – Geld ist bereits auf dem Konto. Der schrankenlose Wille erführe nicht nur sofortige Triebbefriedigung und Wunscherfüllung. Wir wären auf einen Schlag auch alles lästige Abwägen von Vernunftgründen für unsere Willensentscheidungen los. Ebenso entfielen jeder Faktencheck: Wir müssten nicht mehr lange grübeln »Geht denn überhaupt, was ich da will?« Auch müssten wir unseren Willen nicht mehr mühsam mit dem anderer koordinieren und weder vor anderen noch vor uns selbst rechtfertigen. Wir wären endlich die quälende Frage los, »Welchen Willen kann ich eigentlich überhaupt wollen?«, weil wir prinzipiell jeden Willen haben können. Nichts schränkte uns mehr in unserem Willen ein. Wir wären – so der Gedanke – wahrhaft frei.

Freiheit als Bedingungslosigkeit sieht nur auf den ersten, verlockenden Blick nach jenem Schlaraffenland aus, das dieser Gedanke uns verspricht. Denn der absolute, von nichts abhängende, durch nichts beschränkte Wille hat eine paradoxe dialektische Konsequenz: Er kippt in die absolute Willenlosigkeit. Diesen Selbstzerfall eines absoluten Willens hat Peter Bieri mit großer Klarheit analysiert.¹⁷ Der grobe Gedankengang: Wenn nichts von dem, was ich will und tue, von irgendetwas mehr abhängt, ist es notwendig unbestimmt. Ich würde dann nicht mehr dieses oder jenes tun, sondern irgendetwas. Hinge unser Wille nicht mehr von guten oder auch nur von schlechten Gründen ab, so wäre unser Wille unbegründet. Dann aber würde er uns unverständlich. Ich verstehe nur noch, dass ich diesen Willen hatte, nicht aber mehr, warum. Einen mir unverständlichen Willensentschluss kann ich dann aber auch nicht mehr mir selbst zuschreiben. Er wäre mir irgendwie fremd, ich würde mich nicht mehr in ihm wiedererkennen. Würde mir alles, was ich will, einfach so zufallen, müsste ich dies als Zufall begreifen.

Das Zufällige aber ist das, was mir zustößt, nicht das, was ich willentlich habe herbeiführen können. Und würde mir alles, was ich will, jetzt und hier zufallen, wäre mir jeder Blick in eine offene Zukunft genommen, der einen Teil unseres geistigen Horizonts bildet. Kurzum: Ich könnte mir in der allgegenwärtigen Spontaneität der Willkür gar keinen eigenen, mir verständlichen, aus

¹⁶ Vgl. Bieri 2001 (wie Anm. 9), S. 230–239.

¹⁷ Bieri 2001 (wie Anm. 9), S. 230–243.

guten Gründen erwogenen Willen mehr zuschreiben. Dann könnte ich auch keine Verantwortung mehr für ihn übernehmen. All das, von dem wir sagten, dass es unseren Willen ausmacht: Urhebererschaft, Verständlichkeit, Verantwortlichkeit, wäre irrelevant. Ich selbst wäre mir ein anderer, meine totale Willensfreiheit wäre zuletzt identisch mit der Beraubung meines Willens.

Wille benötigt also nicht nur Freiheit, sondern auch Beschränkung, um bestimmter Wille sein zu können. Wir dürfen daraus eine siebte Unterscheidung ableiten: Freiheit und Unfreiheit ereignen sich überhaupt erst in dem Möglichkeitsspielraum zwischen den Extremen der totalen Unbedingtheit einerseits und der vollständigen Bedingtheit andererseits; sie sind nicht Unbedingtheit oder Bedingtheit selbst.

Der Infantilismus totaler Willkür entspringt der Machtphantasie egozentrischer Erwachsener, nicht etwa dem der Kinder. Das zeigen alle Erfahrungen mit dem ›Bestimmer-Spiel‹, das viele Familien spielen: Jedes Familienmitglied darf an einem bestimmten Tag des Jahres einmal über alles, was von allen getan werden soll, frei bestimmen. Dabei zeigt sich etwas Eigentümliches. Schon vier Jahre alte Kinder wollen in ihrer Rolle als ›Bestimmerin‹ nicht, was nur sie selbst, sondern viel eher, was auch alle anderen Beteiligten wollen können. Gewiss äußern Kinder zuweilen den Wunsch, zaubern oder die verstorbene Großmutter wieder auferstehen lassen zu können; und natürlich äußern sie auch den Willen, den ganzen Tag nur fernsehen oder Eis essen zu können. Doch in der Regel stimmen Kinder beim ›Bestimmer-Spiel‹ ihren Willen bereits mit ihrer Lebenswelt und deren Möglichkeiten ab. Wichtiger noch: Dass Kinder wollen, was nicht nur sie, sondern auch alle anderen wollen können, zeigt, dass sie ihren Willen immer schon mit dem der anderen zu koordinieren scheinen. Sie fragen beim ›Bestimmer-Spiel‹ nicht nur implizit, »Welchen Willen kann ich wollen?«, sondern bestimmter: »Welchen Willen kann ich wollen, den auch die anderen wollen können?«

Darin steckt eine ebenso evidente wie sozialphilosophisch bedeutsame Einsicht. Die Absolutheit meines Willens ist keine, weil sie bereits durch die Willensfreiheit der anderen beschränkt ist. Erst die Freiheit des Anderen macht unsere Freiheit real – und das heißt: bestimmt. Dass wir unseren Willen mit anderen abstimmen müssen, ist Grundzug aller Sozialität und Humanität. Und spätestens hier: in der sozialen und politischen Abstimmung der Einzelwillen miteinander als Formung eines allgemeinen oder gemeinsamen Willens kann uns auch die Neurobiologie nicht mehr mit ihren Erkenntnissen beeindrucken. Hier sind wir ganz bei uns selbst als einem Wir.

Reale Freiheit: Politische Willensbildung und der Wille der Anderen

Aber gibt es denn überhaupt so etwas wie einen allgemeinen Willen? Nehmen wir das Beispiel einer Lehrveranstaltung. Es ist nicht unplausibel vorauszusetzen, dass sich in einer Lehrver-

anstellung diejenigen versammeln, deren Motiv es ist, etwas über das Veranstaltungsthema lernen zu wollen. Jeder Einzelne mag dabei andere Erwartungen oder Motive haben. Doch was alle Teilnehmerinnen eint, ist der Wille, sich diskutierend über das Thema und darin auch über die Versammelten selbst zu verständigen. Dieser gemeinschaftliche Wille ist nicht einfach nur die Addition aller Einzelwillen. Es ist nicht so, dass der Gemeinwille entsteht, weil Person A dies will und Person B und Person C auch. Es ist vielmehr so, dass die Personen A, B und C überhaupt nur zu der Veranstaltung kommen, weil es nicht nur um sie persönlich, sondern um alle geht. Wenn man zum Arzt geht, so darf man erwarten, dass es nur um mich und mein Befinden geht. Gehen wir aber zu einer Diskussionsveranstaltung, so müssen wir hoffen, dass hier nicht nur meine Einzelbedürfnisse adressiert werden, sondern dass wir Gleichgesinnte finden; dass es zumindest so etwas wie einen minimalen Allgemeinwillen gibt. Dieser Gemeinwille ist als gemeinsames Erkenntnisinteresse selbst schon Motiv und Anlass des jeweiligen Einzelwillens, zu der Veranstaltung zu kommen.

Ein Wir kann jeweils nur dort entstehen, wo wir unsere Einzelwillen miteinander abstimmen. Schon in dieser Abstimmung steckt eine wechselseitige Anerkennung. Das macht die gemeinsame Willensbildung zu einem Politikum. Wille und Freiheit sind seit der antiken griechischen Polis ›politische‹ Ideen, keine neurobiologischen Hirngespinnste. Wille und Freiheit sind Postulate – also Voraussetzungen, ohne die wir uns in unserem Tun und Lassen gar nicht denken oder verstehen könnten. Was wir voraussetzen müssen, weil wir ohne dieses Vorausgesetzte kein zureichendes Selbstverständnis erlangen könnten, wird transzendental genannt. Gerade als unhintergebar politische Voraussetzungen sind Wille und Freiheit also transzendente Ideen.

Dieses Politikum reicht bis in die zentralen Gedanken unseres bundesrepublikanischen Grundgesetzes hinein. Dessen Art. 21, Abs. 1 lautet: »Die Parteien wirken bei der politischen Willensbildung des Volkes mit. Ihre Gründung ist frei.« Das heißt unmissverständlich, dass sich politische Freiheit nicht schon darin erschöpft, zwischen Partei X, Y oder Z entscheiden zu dürfen. Wir haben auch die Freiheit, Parteien beizutreten, sie zu gründen. Da aber allzu viele Parteien nicht unbedingt die Willensbildung befördern, verbirgt sich in unseren Grundgesetzen zugleich ein zivilgesellschaftlicher Auftrag: Organisiert euch, bildet Vereine, Bürgerinitiativen, Diskussionszirkel, Hilfsorganisationen.

Der achte und letzte Unterscheidungsvorschlag lautet deshalb: Willensfreiheit ist vor allem als politische Idee zu begreifen. Willensfreiheit ist der vernünftige Wille, den Willen der anderen anzuerkennen, um den eigenen Willen als einen mit anderen sinnvoll abgestimmten verfolgen zu können. Und dies nicht aus Zwang, sondern aus freien Stücken und vernünftiger Einsicht. Der freie Wille, sagt Hegel, ist der Wille, »der den freyen Willen will.«¹⁸ Insofern dies eine Sache nicht bloß von Expertinnen, sondern einer rasonierenden und politisierten Öffentlichkeit ist, verstehe ich die von Philosophen angezettelte Neurologifizierung unserer

18 G. W. F. Hegel: Grundlinien der Philosophie des Rechts (1821), § 27, GW 14/1, S. 45.

Willensfreiheit als eine – subkutan politische – Entpolitisierung unseres Freiheitsverständnisses. Wenn nämlich Synapsenverschaltungen längst darüber entschieden haben, was wir wollen können, dann dürfen wir auch getrost zu Hause bleiben, statt zur Demonstration oder Bezirksversammlung zu gehen.

Es gibt kein freies Leben im unfreien. In der Demokratie sind unsere formalen Freiheitsrechte zwar nicht bedroht; aber sie werden von allen Seiten bedrängt. Zwei neue Regulierungsdispositive des »Dataismus«¹⁹ sind in den vergangenen zwanzig Jahren hinzugekommen, die uns bei der Aneignung unseres eigenen Willens hindern, aber smarterweise so tun, als würden sie uns dabei helfen. Das eine ist die behavioristische Externalisierung unserer psychophysischen Zustände an datensammlungswütige Überwachungsgeräte (und deren Profiteure): »Sag‘ Du mir, wie es mich jetzt eigentlich fühle«. Das andere ist die ökonomistische Verrechnung unserer Entscheidungen, die von den Like-Resultaten und Risiko-Scores der Algorithmen diktiert werden: »Kunden, die dieses Produkt wollten, kaufen auch dieses«. Auch hier überrascht, ja beschämt uns die Treffsicherheit der Voraussagen, die uns Entscheidungen nur allzu willig abtreten lassen: »Sag‘ Du mir doch, was ich eigentlich will«. Unfreiheit lauert überall dort, wo uns die Antwort auf die Frage: »Welchen Willen will ich eigentlich?« im Namen schönster Verlockungen und Bequemlichkeiten abgenommen wird. Dem zu widerstehen, erfordert allerdings nicht nur aufgeklärte Willenskraft, sondern auch politisches Engagement und rechtliche Rahmenbedingungen.

Autor

Prof. Dr. Dirk Westerkamp,

geb. 1971, Studium der Philosophie, Linguistik, Literaturwissenschaft und vergleichenden Religionswissenschaften in Berlin, Braunschweig und Jerusalem, 2003 Promotion an der Technischen Universität Braunschweig, ab 10/2004 Juniorprofessor (Schwerpunkte: Sprachphilosophie und Ästhetik) an der CAU, seit 10/2010 Professor für Theoretische Philosophie am Philosophischen Seminar.

E-Mail: westerkamp@philsem.uni-kiel.de

⑧ Open Access // Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

19 Yuval N. Harari: Homo Deus: A Brief History of Tomorrow, London 2015, S. 367–397.

3. Nachrufe und Würdigungen

In memoriam

Prof. Dr. Ulrich Busch (1921–2021)

— Am 5. Juli 2021 verstarb, nur wenige Tage vor seinem hundertsten Geburtstag, Ulrich Paul Beatus Busch.

Geboren am 10. September 1921 in Bad Münstereifel, hatte er nach seinem Abitur ein Studium der Slavistik in Leipzig aufgenommen, wurde aber nach nur einem Semester im Jahr 1941 zum Kriegsdienst eingezogen. Danach geriet er in Kriegsgefangenschaft, aus der er im Jahre 1946 zurückkehrte. Bereits 1950 promovierte Busch sich in den Fächern Slavistik, Deutsch und Philosophie an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn, mit dem Jahr 1952 wurde er wissenschaftlicher Assistent am Slavisch-Baltischen Seminar der Westfälischen-Wilhelms-Universität zu Münster, wo er bis 1961 tätig war; zwei Jahre davon bereits als Privatdozent. Von 1961 bis 1990 war Busch dann an der Philosophischen Fakultät der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel im damaligen Slavischen Seminar als ordentlicher Professor für Slavistik tätig.

Im Verlauf dieses fast drei Jahrzehnte währenden Wirkens an der Universität Kiel hat sich Ulrich Busch in der deutschen Slavistik und über ihre Grenzen hinaus das Ansehen einer herausragenden Persönlichkeit und eines Wissenschaftlers von hoher fachlicher Autorität erworben. Das im Jahre 1940 begonnene Studium der Slavistik hatte er 1950 in Bonn mit einer Dissertation zum *Menschenbild in den Romanen Dostojevskijs* abgeschlossen. Als Assistent in Münster wählte er, einer Tradition der dortigen Hochschule folgend, nach der literaturwissenschaftlichen Dissertation für seine Habilitation ein Thema aus der Sprachwissenschaft (*Die Seinssätze in der russischen Sprache*, 1960).

Im Jahre 1961, so verzeichnet es das Kieler Gelehrtenverzeichnis, begann Ulrich Busch seine Lehr- und Forschungstätigkeit auf dem erst 1959 zum Ordinariat erhobenen Lehrstuhl der Slavistik in Kiel, nachdem sein Vorgänger, Ludolf Müller, einem Ruf nach Tübingen gefolgt war. Auf den Gründungsaktivitäten seiner Vorgänger aufbauend, gab der neue Ordinarius dem Kieler Seminar bei stetig wachsenden Studierendenzahlen ein eigenes, wesentlich von seiner Persönlichkeit geprägtes Profil und blieb dieser Einrichtung trotz einiger Rufe (darunter nach Marburg und Göttingen) bis zu seiner Emeritierung treu.



← **Abb. 1.** Prof. Dr. Ulrich Busch (1921–2021). Foto: Landesarchiv Schleswig-Holstein, via [Kieler Gelehrtenverzeichnis](#).

Ulrich Busch verstand Literaturwissenschaft als einen Gegenstand, der auf fachwissenschaftlicher Kompetenz basiert und dabei doch ständig aus dem akademischen Forschungsprozess in einen öffentlichen Diskurs über Literatur hinausstrebt, der immer als ein Diskurs über Menschenbilder und Wertesysteme verstanden wird. Eine solche Behandlung des Inhalts fordert Zustimmung oder Widerspruch heraus, gibt Anstöße und erregt Anstoß – beides ist Busch in vielen seiner Beiträge gelungen. Scharfe Kritik erfuhren in seinen Beiträgen etwa die ideologischen Verfahren der sowjetischen Literaturwissenschaft. Textnähe und genauer Ausdruck waren für ihn unerlässliche Voraussetzung literaturwissenschaftlichen Arbeitens, in dem den Autor- und Erzählerstimmen seine besondere Aufmerksamkeit galt, bleibende Ergebnisse enthielten etwa seine Beiträge zum Autor der *Brüder Karamazov*, zu dem ›verkehrten‹ Erzähler in Nikolaj Gogol's *Mantel* sowie die Reihe seiner Beiträge zu den *Erzählungen Belkins* von Aleksandr Puschkin. Seine Kritik am Menschenbild des sozialistischen Realismus bildete sodann den Ausgangspunkt für weiterführende Thesen seiner Arbeiten, in denen es nicht mehr nur um ein kommunikatives, sondern auch um ein wertendes, ›weltanschauliches‹ Einverständnis des Lesers mit dem Autor, vor allem mit Fedor M. Dostoevskij, geht. In seinem Beitrag *Erdenbürgerliche Gedanken zum positiven und negativen Helden* machte Busch klar, dass der positive Held und andere Konstrukte des sozialistischen Realismus bei entsprechender Anwendung »brauchbare literaturwissenschaftliche Begriffe« liefern können, die Legitimität der Fragen nach dem Funktionieren der Leser-Rezeption, nach ›Identifikation‹, ›Ansteckung‹ und ›Sympathie‹, stünden außer Frage.

Eine Würdigung des Literaturwissenschaftlers Ulrich Busch wäre unvollständig ohne den Hinweis auf seine umfangreiche Übersetzertätigkeit. Die in einer Arbeitsgruppe mit Studieren-

den erarbeiteten Übertragungen von Anton Čechovs Dramen *Drei Schwestern* und *Die Möwe* sowie des *Revisors* von Nikolaj Gogol' etwa dienten einem praktischen Zweck: sie sollten Regisseuren und Schauspielern einen sprechbaren, möglichst ungezwungenen deutschen Text bieten, nicht unbedingt eine philologisch wortgetreue Übersetzung. Eine vergleichbare Intention leitete Busch bei der Übersetzung des Puschkinschen Versromans *Evgenij Onegin*, eine langjährige Arbeit, die ihm viel Lob und Anerkennung einer großen Leserschaft, aber auch Kritik eingetragen hat. Busch bestand auf der Unverzichtbarkeit der Form in Puschkins Versroman, und er hielt diese Form für sehr wohl übertragbar, wenn man sich in der Übersetzung weniger am Wortlaut als vielmehr an der Stimme des Erzählers, dem ungezwungenen ›originalen Erzählton‹ orientierte. Wer das Glück hatte, Ulrich Busch selbst in einer Lesung aus seiner Übersetzung zu erleben, wird bestätigen, dass es der ›Ton‹ ist, der die Erzählung trägt und die Zuhörerschaft in den Rhythmus der Onegin-Strophe hineinzieht, und dies in einer ungekünstelten deutschen Sprache.

Ulrich Busch ist am 5. Juli 2021 in Preetz verstorben, wo er die letzten Jahre gelebt hatte. Die Christian-Albrechts-Universität zu Kiel wird ihm ehrendes Andenken bewahren.¹

Autor

Prof. Dr. Michael Düring 

Professor für Slavistische Kultur- und Literaturwissenschaft an der Philosophischen Fakultät der CAU

 **Open Access** // Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

1 Vgl. Armin Knigge: Ulrich Busch zum 80. Geburtstag, in: Bulletin der Deutschen Slavistik 8 (2002), S. 7–9. – o. N: Trauer um Ulrich Busch (1921–2021), in: Bulletin der Deutschen Slavistik 28 (2022), S. 27.

In memoriam

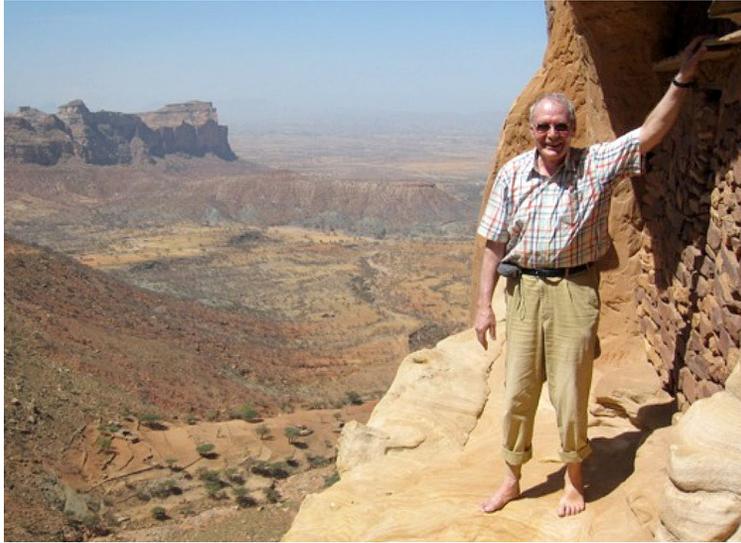
Oberkirchenrat Dr. h.c. Rudolf Hinz (1941–2023)

— Am 28. April 2023 verstarb nach schwerer Krankheit der langjährige Lehrbeauftragte für Ökumene, Interkulturelle Theologie und Religionswissenschaften an der Theologischen Fakultät OKR i.R. Dr. h.c. Rudolf Hinz. In einer Zeit, in der die Fakultät über keine eigentliche Stelle in diesem wichtigen Fach verfügte, hielt er die Lehre aufrecht. Hinz besaß nicht nur ausgeprägte Erfahrungen im Umfeld des weltweiten Christentums, er hat vielmehr auch zahlreiche Publikationen zu diesem Thema veröffentlicht.

Rudolf Hinz wurde kurz vor Weihnachten im Kriegsjahr 1941 in Büdelsdorf im Kreis Rendsburg geboren. Schon sein Studium führte ihn allerdings deutlich über die Landesgrenzen hinaus. Er studierte nicht nur in Kiel, sondern auch in Neuendettelsau und Heidelberg. Entscheidend für seinen beruflichen Weg wurden die Tätigkeiten als Referent der Landeskirche für Ausbildung und Ökumene ab 1969 und als Tutor an der Hamburger Missionsakademie ab 1971. Als Leiter der Evangelischen Fachhochschule Brüderhaus Rickling war Rudolf Hinz ab 1976 bereits für den Unterricht unter anderem im Fach Ökumene zuständig. Seit 1983 übernahm er verschiedene Stellen auf kirchlicher Leitungsebene, die ökumenisch ausgerichtet waren. Er konnte daher als Berufsökumeniker gelten.

1983 wurde Hinz als Referent für Afrika in das Außenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) berufen. Es folgte eine Tätigkeit als Oberkirchenrat im Nordelbischen Kirchenamt mit den Schwerpunkten Mission, Ökumene und Entwicklungsdienst in den Jahren 1983 bis 1989. Seine besondere berufliche Qualifikation führte Rudolf Hinz erneut in die Ferne: Zunächst wurde er 1995 zum Direktor der Abteilung Weltdienst des Lutherischen Weltbundes nach Genf berufen. Hinz' berufliche Tätigkeit gipfelte schließlich in der Wahl zum Koordinator für Internationale Begegnung und zum Sonderbeauftragten des Generalsekretärs des Lutherischen Weltbundes für den Mittleren Osten in Jerusalem. Von besonderer wissenschaftlicher Bedeutung ist seine Mitgliedschaft im wissenschaftlichen Beirat des EKD-Studienprojektes ›Kirchliche Auslandsarbeit im südlichen Afrika‹, dem er seit 2007 angehörte.

Einen ersten nebenamtlichen Lehrauftrag für Ökumene erhielt Rudolf Hinz an der Kieler Theologischen Fakultät bereits während seiner aktiven Tätigkeit im Nordelbischen Kirchenamt



↑ **Abb. 1.** OKR Dr. h.c. Rudolf Hinz. Foto: Andreas Müller (2013).

1994/95. Von 2004 an hat er knapp 10 Jahre dauerhaft den Lehrauftrag für Religion, Mission und Ökumene übernommen. Die Theologische Fakultät zeichnete ihn 2014 mit der Verleihung des Ehrendoktors aus. Sie ist ihm dafür bis heute zu großem Dank verpflichtet und wird seiner ehrend gedenken.

Autor

Prof. Dr. Andreas Müller

Professor für Kirchen- und Religionsgeschichte des ersten Jahrtausends an der Theologischen Fakultät der CAU

© **Open Access** // Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

In memoriam

Prof. Dr. med. Klaus-Peter Jünemann (1956–2023)

— Völlig unerwartet ist Prof. Klaus-Peter Jünemann Ende August 2023 aus dem Leben gerissen worden. Er war im September 2022 nach 21 Jahren Mitgliedschaft in der Medizinischen Fakultät der Kieler Christian-Albrechts-Universität von seiner Position als Professor für Urologie und Kinderurologie emeritiert und als Direktor der gleichnamigen Klinik am Universitätsklinikum Schleswig-Holstein (UKSH), Campus Kiel verabschiedet worden. Seitdem arbeitete er in einer Schwerpunktpraxis für Urologie und Uro-Onkologie im Zentrum Kiels und blieb der Forschung am Universitätsklinikum eng verbunden (unter anderem mit einem Großprojekt der Europäischen Union).

Prof. Klaus-Peter Jünemann studierte Humanmedizin in Marburg an der Lahn. Während seiner Ausbildung zum Facharzt für Urologie war er mittels zweier Forschungsstipendien an der Universität von Kalifornien in San Francisco tätig. Er wurde 1988 an der Medizinischen Fakultät Mannheim der Universität Heidelberg promoviert und 1991 zum Thema *Die kavernöse Insuffizienz als Ursache der erektilen Dysfunktion* habilitiert. Seit 2001 war er in Kiel Direktor der Universitätsklinik für Urologie und hatte die gleichnamige Professur inne. 2003 erhielt er den Lehrpreis der Medizinischen Fakultät Kiels für hervorragende Lehre.

Professor Jünemann verfasste mehr als 300 Beiträge in wissenschaftlichen Fachzeitschriften und -büchern, davon sind 202 international zitiert (PubMed). Inhalte seiner Forschungen, um nur wenige zu nennen, waren Diagnostik und Therapie von Tumorerkrankungen, insbesondere Prostata- und Nierenkrebs, Erektionsstörungen beim Mann, Beckenboden-Schwäche und Inkontinenz bei Mann und Frau. Professor Jünemann entwickelte die Robotertechnologie weiter und setzte neue Medien im medizinischen Sektor ein. Er erhielt mehrere EU-Förderungen (u. a. >COLLIN – COLLaboration for INnovation and APPLIED Health).

Sein größter Schwerpunkt aber lag in der minimal invasiven Chirurgie, und dies dann bald mit Roboter-Assistenz. Die roboterassistierte minimalinvasive Chirurgie (und Urologie) wurde im Wesentlichen von Professor Jünemann eingeführt und bald im Kurt-Semm-Zentrum etabliert. Dabei operierte er nicht nur mit der Roboter-Methodik, sondern strukturierte auch



↑ **Abb. 1.** Prof. Dr. Klaus-Peter Jünemann (1956–2023). Foto: Felix Prell (UKSH).

begleitende Aus- und Weiterbildungsgänge. Sein begeisterter und origineller Einsatz für Innovationen in der Medizin allgemein, speziell aber bei chirurgischen Themen, ließ ihn am Konzept des Operationssaals der Zukunft arbeiten – ein visionäres Konzept. Bei allem blieb er als Arzt stets den Patienten zugewandt.

Professor Jünemann war Mitglied vieler nationaler und internationaler wissenschaftlicher Fachgesellschaften und Ehrenpräsident der Deutschen Kontinenz-Gesellschaft. Er erhielt national und international zahlreiche wissenschaftliche Preise.

Nicht nur in seiner Profession strahlte er einen mitreißenden zum Teil vehementen Enthusiasmus aus; im Privaten engagierte er sich sehr für Kooperationen von Forschung und Wirtschaft so z.B. im »Kieler Salon«. Sein Tod kam für alle völlig unerwartet und hinterlässt eine Lücke.

Die Fakultät bewahrt ihm ein ehrendes Angedenken und wünscht seiner Familie Trost.

Autoren

Prof. Dr. med. Thomas Becker

Klinik für Allgemeine, Viszeral-, Thorax-, Transplantations- und Kinderchirurgie am UKSH

Prof. Dr. med. Christoph Röcken 

Institut für Pathologie am UKSH

Prof. Dr. med. Ulrich Stephani 

Ehemaliger Dekan der Medizinischen Fakultät der CAU

 **Open Access** // Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

In memoriam

Prof. Dr. Hermann Schmitz

(1928–2021)

— Hermann Schmitz ist am 5. Mai 2021 im Alter von 92 Jahren in Kiel verstorben. Am 16. Mai 1928 in Leipzig geboren, studierte er, wie seine Kommilitonen Jürgen Habermas und Karl-Otto Apel, bei Erich Rothacker in Bonn. Dort wurde er 1955 mit einer Arbeit über *Goethes Altersdenken* promoviert. In Kiel habilitierte sich Schmitz 1958 mit der Studie *Hegel als Denker der Individualität*. Von 1964 an hat Schmitz sein umfassendes, im Ganzen zehnbändiges *System der Philosophie* ausgearbeitet, dessen Schlussstein 1980 erschien. Die Grundlegung dieses Systems, mitsamt seiner anschließenden Vertiefung und Erweiterung, hat Hermann Schmitz' Leben vollständig bestimmt. Bis ins hohe Alter ließ er Jahr um Jahr Bücher erscheinen, die sein System in der Logik, Mathematik, Psychologie, Rechtsphilosophie und Philosophiegeschichte zur Anwendung brachten.

Im Systemanspruch des Werks liegt das ebenso Faszinierende wie Solitärhafte des Denkens von Hermann Schmitz begründet. Nichts schien um 1964 absurder, als zum philosophischen Systemdenken zurückzukehren. Logischer Empirismus und analytisches Sprachdenken hatten die Philosophie zur Begriffsklälerin der empirischen Wissenschaften herabgesetzt; poststrukturalistische Philosophie und historische Epistemologie verwarfen jede Geschlossenheit (Derridas *clôture*) der Wissensordnungen; und die Kritische Theorie trat spätestens mit Adornos *Negativer Dialektik* (1966) als »Anti-System« auf. Davon unbeeindruckt hat Hermann Schmitz sein verzweigtes leibphänomenologisches System auf das Fundament einiger weniger, unmittelbar einleuchtender Ausgangspunkte gestellt. Die Grundidee: In unserer leiblichen Unmittelbarkeit erfahren wir jederzeit eine »primitive Gegenwart« – und zwar als Wirklichkeit eines Hier-, Jetzt-, Dieses- und Ich-Seins. Solche Gegenwart wird vielfältig erfahren – in Engungen und Weitungen, Spannungen und Schwellungen –, nicht etwa erdacht oder erklügelt; vor ihrem »Gepacktwerden« ist kein Ausweichen möglich.

Aufgabe der Systemphilosophie ist es nun, zu zeigen, wie wir diese präreflexive »Ergriffenheit« durch das leiblich erfahrene Hier, Jetzt, Dieses und Ich als »Welt« begreifen, in den Begriff übersetzen. Dazu bedienen wir uns des Vermögens der »satzförmigen Rede« unserer Sprache. Erst mit ihr kann die »primitive Gegenwart« der uns andrängenden Dinge, Halbdinge,



↑ **Abb. 1.** Prof. Dr. Hermann Schmitz (1928–2021), Foto: Alexander Risse (um 2015).

Sachverhalte, Situationen und Begegnungen auch symbolisch entfaltet werden. Diese entfaltete Gegenwart, die wir Welt nennen und wiederum leiblich erfahren, legt das vormalige Hier nunmehr als Raum aus: als Netz relativer Orte, die uns sagen, wo etwas ist; sie legt das Jetzt zu einer Früher-Später-Ordnung aus, die uns sagt, wann etwas ist; sie legt die Wirklichkeit als überschreitbare Grenze zum Nichtseienden aus, die wir in Planung, Hoffnung, Furcht und Phantasie übertreten, um zu bedenken, was auch nicht sein könnte; sie legt das Dieses in die Gattungen und einzelnen Fälle aus, die uns sagen, in welcher Hinsicht etwas ist; und sie legt das Ich als einzelnes Subjekt aus, das im Miteinander mit anderen Subjekten erfährt, wer es ist.

Aus dieser Grundsystematik hat Hermann Schmitz mit einer – von ihm so benannten – »neuen« phänomenologischen Methode, deren empiristischer Grundzug unübersehbar ist, ein umfassendes Gefüge philosophischer Gegenstandsbereiche gewonnen. Entsprechend bestimmt sein System zunächst das Jetzt der zeitlichen Gegenwart (I, §§ 1–41), sodann das Hier der leiblichen Erfahrung (II, §§ 42–114). Der Leib wiederum öffnet die Gegenwart zum Raum, der als Weiteraum, Richtungsraum, Ortsraum und zuletzt als Gefühlsraum bestimmt wird (III/1–2, §§ 115–169). Hier nun öffnet sich auch der eigene Raum des Systems, um mit dem Gefühl (das Schmitz gerade nicht als subjektive Empfindung, sondern als ein objektives Ergriffensein durch Situationen und Atmosphären bestimmt) den Boden des Rechtsraumes und der praktischen Philosophie zu betreten. Auch unsere Rechts- und Freiheitsordnung (Ethik) gründet in Gefühlen, die sich Schritt für Schritt ins Gewissen heben und zu verbindlichen Regeln verwandeln lassen (III/3, §§ 170–210). Die Kunst stellt Schmitz in den Raum des Göttlichen, des Wohnens und der Sprache (III/4, §§ 211–235) und beschließt die Entfaltung des Raums mit einer dezidiert antiphysiologischen Wahrnehmungstheorie (III/5, §§ 236–254).

Mit dem vierten Band, der das Ich als personales Subjekt auslegt, ändert sich zwar nicht die methodologische Perspektive, die phänomenologisch bleibt, wohl aber die methodische, die sich zur anthropologischen erweitert. Das Ich als Person und Persönlichkeit wird jetzt in ganzer Breite untersucht: von der räumlichen Situation über die leibliche Exposition und psychische Disposition hin zu seiner geschichtlichen Position (IV, §§ 255–286). In allen Lagen (Horizont, Welt, Milieu, Geschichte) offenbart sich das »Sich-Finden« der Person in ihrer je eigentümlichen »Umgebung« (I, § 1). An diesen Grundbestimmungen hat Hermann Schmitz bis in seine letzten Bücher (darunter die philosophische Autobiographie *Ausgrabungen zum wirklichen Leben. Eine Bilanz* [2018]) unbeirrt festgehalten: Philosophie sei das Sich-Finden des Menschen in seiner Umgebung; sie habe von der Leiblichkeit des Subjekts auszugehen; und sie habe sich von den metaphysischen Zurüstungen einer von Anbeginn auf den falschen, nämlich leibfeindlichen Ton gestimmten europäischen Philosophie zu befreien.

Im fünften Band erweitert sich das System konsequent zur Sozialphilosophie, zuletzt sogar zur philosophischen Eschatologie (V, §§ 287–301). Hier findet die endgültige Aufhebung unmittelbarer Gegenwart statt. In der Philosophie des Sozialen sucht Schmitz einen noch gangbaren Weg zwischen den subjektiven und den objektiven Spielarten des Sozialapriorismus. Positiv ist darunter zu verstehen, dass auch die Bestimmung des Sozialen von unbestreitbaren Tatsachen unseres Ergriffenseins durch Anderes und Andere auszugehen habe. Verwendete Schmitz in der Raum- und Wahrnehmungstheorie den Begriff der »leiblichen Kommunikation« (III/5, §§ 241ff.), so weitet sich diese Kommunikation im Feld des Sozialen zur »wechselseitigen Einleibung« (V, § 288), wie sie in verschiedenen Bereichen der menschlichen Vergesellschaftung in unterschiedlichen Formen auftritt (Paarbeziehung, Gruppen, Vereine). Das Spätwerk hat diese Perspektiven in eigenen Monographien über Freiheit (2007), Bewusstsein (2010), Leib (2011), Normen (2012), Atmosphären (2014), Welt (2014), Selbstsein (2016) und Person (2017) detailliert entfaltet. Geistig ungebrochen agil hat sich Schmitz noch in die gegenwärtige Realismusdebatte eingeschaltet und einen »erkenntnistheoretischen Explikationismus« vertreten, der die Anmaßungen sowohl des Realismus als auch des Idealismus zurückzuweist.

Die konzentrierte, auf keine Lektüererwartungen Rücksicht nehmende Darstellung des Systems hat seine Rezeption nicht eben erleichtert. Schmitz selbst ist das – nicht nur ehrfürchtige – »Schweigen« (V, xiv) des Fachkollegiums über sein monumentales zehnbändiges System und die rund vierzig anderen Bücher seines Werks nicht entgangen. Bis heute unterhält die Zunft der akademischen Phänomenologie ein zwiespältiges Verhältnis zu Schmitz' »Neuer Phänomenologie«. Ebenso wenig zu verschweigen ist, dass der enzyklopädisch gebildete, aber lebensweltlich unbeholfene und politisch unbedarfte Gelehrte törichte Bücher wie etwa *Adolf Hitler in der Geschichte* (1999) publiziert hat. Dem stehen elaborierte Fachpublikationen über die Vorsokratiker, über Aristoteles, über Hegel, Husserl und Heidegger gegenüber.

Wirkungen zeigt Schmitz' Philosophie in den Nachbardisziplinen. Seine Phänomenologie des Leibes und des Gefühlsraums hat in sozialpsychologische, auch psychotherapeutische

Kreise gewirkt; seine Theorie der Atmosphären wird gegenwärtig von den Kunst- und Musikwissenschaften, neuerdings auch von der Archäologie aufgegriffen; seine Theorie der Person und des Rechtsraums wird in den Rechtswissenschaften rezipiert. Seit 1993 gibt es eine eigene, dem Denken und der Methodik Hermann Schmitz' verpflichtete ›Gesellschaft für neue Phänomenologie‹; seit 2006 auch eine ›Hermann-Schmitz-Stiftungsprofessur für phänomenologische Forschung‹ an der Universität Rostock.

Hermann Schmitz hat von 1958 an, seit 1971 als ordentlicher Professor, bis zu seiner Emeritierung 1993 am Philosophischen Seminar der Christian-Albrechts-Universität gelehrt. Er hat das Institut auch als dessen regelmäßiger Geschäftsführender Direktor über dreißig Jahre geprägt. Aus seiner universitären Lehre ist nicht zuletzt die zweibändige Philosophiegeschichte *Der Weg der europäischen Philosophie. Eine Gewissensforschung* (2007) hervorgegangen. Auch in ihr sucht Schmitz den Ursprung des – in seiner Deutung – Irrwegs der Introjektion, des Psychologismus, des Leib-Seele-Dualismus und der vermeintlich ungebrochen leibfeindlichen Tendenz des abendländischen Denkens auf. Die zum Teil hochproblematischen Kontinuitäten und Kontiguitäten, die Schmitz' Deutung des europäischen Denkens konstruiert, sind diffuses Reversbild der zugleich tiefen Einsichten, die sein leibphänomenologischer Ansatz in die menschliche Subjektivität und Sozialität gewährt. Die kommende Rezeption seines Denkens wird darüber ein differenziertes Urteil zu gewinnen haben.

Am Ende des Systems der Philosophie, das in eine agnostische philosophische Eschatologie mündet, fasst Hermann Schmitz einen letzten kühnen Gedanken. Er liegt ganz in der Konsequenz seines leibphänomenologischen Ansatzes. Was unseren Tod überdauern könnte, wenn überhaupt irgendetwas, ist nicht die ortlose Seele, deren Existenz Schmitz verneint. Schon gar nicht ist es der tastbare, dem Zerfall überlassene Körper. Mit guten philosophischen Gründen aber dürfen wir vielleicht darauf hoffen, dass der »spürbare Leib« fortlebt. Es möchte sein, dass der hochbetagte Hermann Schmitz, im festen Bewusstsein dieser Möglichkeit, auch noch dem eigenen Tod hoffnungsvoll entgegensehen konnte.

Autor

Prof. Dr. Dirk Westerkamp

Professor für Theoretische Philosophie an der Philosophischen Fakultät der CAU

📄 **Open Access** // Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

In memoriam

Prof. Dr. Erwin Suess

(1939–2023)

— Professor Dr. Erwin Suess verstarb am 28. September 2023 nach langer Krankheit in seinem Haus in Corvallis, Oregon. Er prägte die marinen Geowissenschaften in Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika maßgeblich. Seine Arbeiten waren sehr breit angelegt und stets darauf ausgerichtet, unbekanntes Phänomene auf die Spur zu kommen und neue Wege in der Forschung zu gehen.

Professor Suess' Karriere verbindet Deutschland und die Vereinigten Staaten von Amerika: Nach seinem Geologie-Vordiplom an der Universität Gießen ging er im Jahr 1964 mit einem Fulbright Stipendium an die Kansas State University in die USA, um dort sein Studium fortzusetzen. Nach seinem Masterabschluss im Jahr 1966 nahm er eine Doktorandenstelle an der Lehigh University, Pennsylvania, USA an. Bereits im Jahr 1968 wurde er dort promoviert und ging anschließend als Postdoc an die University of Hawaii, USA. Im Jahr 1970 kehrte er nach Deutschland zurück und trat dort eine Stelle als Assistenzprofessor an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (CAU) an. Anschließend zog es ihn wieder in die USA, wo er von 1976 bis 1988 als Professor an der Oregon State University, Corvallis, USA, forschte. Im Jahr 1989 kehrte er dann an die CAU zurück, um als Professor am Institut für Geowissenschaften zu arbeiten und gemeinsam mit Jörn Thiede, Roland von Huene und Hans-Ulrich Schmincke das neu gegründete Forschungszentrum GEOMAR in Kiel aufzubauen. Von 1995 bis 1999 bereitete er als GEOMAR-Direktor die Fusion mit dem Institut für Meereswissenschaften in Kiel vor, die anschließend zur Gründung des IFM-GEOMAR führte, dem heutigen GEOMAR Helmholtz-Zentrum für Ozeanforschung Kiel. Nach seiner Pensionierung im Jahr 2004 kehrt er nach Corvallis, USA, zurück und setzt dort bis zum Ende seine Forschungsarbeiten fort.

Schon während seines Masterstudiums an der Kansas State University veröffentlichte Erwin Suess eine Arbeit zur Klassifizierung von Opalmineralen, die von Gräsern gebildet werden und als Archiv für Umweltveränderungen genutzt werden können. Diese bis heute vielzitierte Publikation lieferte die Grundlage für zahlreiche paläoklimatische und physiologische Studien. Während seiner Promotion an der Lehigh University und seiner Postdoc-Zeit in Hawaii untersuchte er vor allem die Reaktionen zwischen Karbonaten und gelösten organischen Substanzen



↑ **Abb. 1.** Prof. Dr. Erwin Suess. Foto: Nikolas Linke (GEOMAR, 2019).

im Meerwasser. Suess entdeckte dabei unter anderem, dass viele organische Substanzen an der Oberfläche von Karbonat-Partikeln adsorbieren, wodurch einerseits die Löslichkeit von Karbonaten und andererseits die Reaktivität der organischen Substanzen verändert werden. Er veröffentlichte dazu eine Reihe von Arbeiten, die bis heute wichtige Grundlagen für das Verständnis des marinen Kohlenstoffkreislaufs liefern.

Als Assistenzprofessor an der CAU in der Arbeitsgruppe von Eugen Seibold, untersuchte Suess Sedimente, die in der Ostsee abgelagert werden. Er zeigte, wie die Stoffkreisläufe in der Ostsee durch mikrobielle und geochemische Prozesse im Sediment beeinflusst werden und entdeckte eine Reihe von neuen Mineralen, die in diesen Sedimenten entstehen und zur Rekonstruktion von Umweltbedingungen genutzt werden können.

An der Oregon State University fokussierte er seine Forschung zunächst auf den marinen Kohlenstoffkreis. Er veröffentlichte dazu unter anderem eine klassische Arbeit zur Exportproduktion im Weltozean und Funktionsweise der biologischen Kohlenstoffpumpe, die bis heute mehr als 1.000 Mal zitiert wurde, sowie mehrere grundlegende Arbeiten zum Kohlenstoffumsatz in Auftriebsgebieten und marinen Sedimenten. Zudem entwickelte er gemeinsam mit Michael Sarnthein (CAU) neue Ansätze, um die Veränderung der Ozeanproduktivität mit Hilfe sedimentärer Archive und chemischer Parameter zu rekonstruieren. Im Laufe der Zeit interessierte er sich zunehmend für die heißen und kalten Quellen am Meeresboden. Er entdeckte die ersten kalten Quellen in Subduktionszonen und konnte zeigen, dass dort ähnliche Lebensgemeinschaften und Minerale entstehen, wie an den heißen Hydrothermalquellen der mittelozeanischen Spreizungszentren.

An der CAU und am GEOMAR setzte Suess seine Arbeiten zu den Entwässerungsprozessen an aktiven Kontinentalrändern fort und entdeckte dabei eher zufällig, dass dort große Mengen an Methanhydraten gebildet werden. Dies führte dann zu einer Reihe von Forschungsprojekten, in denen er die Rolle der Methanhydrate im Klimasystem und die Nutzung von Methanhydraten als Rohstoff für die Energiegewinnung untersuchte. Zudem baute er einen Sonderforschungsbe- reich an der CAU und am GEOMAR auf, in dem der Stoffumsatz in Subduktionszonen erstmals umfassend untersucht wurde.

Erwin Suess bildete im Laufe seiner Karriere zahlreiche Studierende aus, die heute wichtige Rollen in der deutschen und internationalen Meeresforschung einnehmen. Er war für viele von uns ein Vorbild und wir sind ihm von Herzen dankbar für die Chancen, die er uns eröffnet hat. Er hat uns durch seine persönliche Integrität, sein profundes Wissen, seine Kreativität und nie erlöschende Energie und Neugier inspiriert und ermutigt neue Wege in der Forschung zu gehen. Wir vermissen ihn sehr und werden immer an ihn denken.

Autor

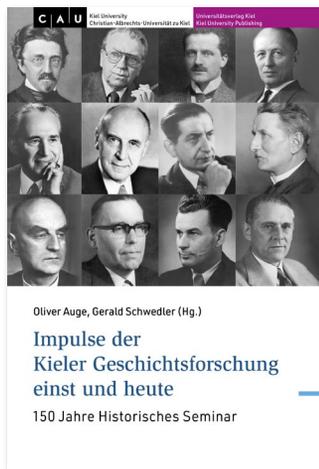
Prof. Dr. Klaus Wallmann 

Forschungseinheit Marine Geosysteme, GEOMAR

 **Open Access** // Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

4. Rezensionen

Rezensionen



Impulse der Kieler Geschichtsforschung einst und heute für die deutschsprachige Geschichtswissenschaft.

Zum 150-jährigen Bestehen des Historischen Seminars der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.

Oliver Auge, Gerald Schwedler (Hg.)

Unter redaktioneller Mitarbeit von Felicia Engelhard
Universitätsverlag Kiel, 2022

408 Seiten, gebunden, 39,90 €

ISBN 978-3-928794-79-4; eISBN 978-3-928794-80-0

DOI: [10.38072/978-3-928794-80-0](https://doi.org/10.38072/978-3-928794-80-0) (Open Access)

150 Jahre sind ein gebührender Anlass, um das Jubiläum eines universitären Seminars zu feiern und eine Festschrift ist dafür die traditionelle und angemessene Form, in der sich die heute aktiven Mitglieder ihrer Geschichte und Vorgänger reflektierend erinnern. Doch wie legt man eine solche Festschrift bei einem historischen Seminar

mit seinen unterschiedlichen epochalen und thematischen Abteilungen sowie seinen vielen Persönlichkeiten, die in 150 Jahren hier gewirkt haben, an? Und dies besonders in einem Seminar, in dem die Abhängung der historischen Fachvertreter erst kurz vor der Konzeption des Bandes im April 2021 für ein überregionales Presseecho gesorgt hatte (*Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 1.4.2021, S. 29; 9.4.2021, S. 18, u. 17.4.2021, S. 12. – *Welt am Sonntag* vom 11.4.2021, S. 7. – *Neue Osnabrücker Zeitung* vom 10./11.4.2021, S. 3. – *Kieler Nachrichten* vom 16.4.2021, S. 14, zu der Diskussion in den sozialen Medien vgl. auch Karen Bruhn / Franziska Lehnhart: Quellensammlung zur Diskussion um die sogenannte Ahnengalerie, DOI: <https://doi.org/10.38072/2701-5122/p20>) und bis heute – zwei Jahre später – offenbar kein Konsens gefunden wurde, was man an die immer noch weiße Wand hängen will?

Die Herausgeber haben sich für einen Zugang entschieden, der nicht die Persönlichkeiten in den Mittelpunkt stellt, sondern die Innovationen, die in den einzelnen Fachbereichen aus Kiel heraus für die Methodik und Themenvielfalt der jeweiligen Fachdisziplinen selbst entwickelt wurden, »welche Impulse die Kieler Historiker an die Geschichtswissenschaft und/oder Gesellschaft in Deutschland weitergegeben und welche sie andererseits von diesen empfangen haben« (S. 12). Für die ältere Vorgeschichte des Seminars von 1773 bis 1852 liegt die 1973 erschienene Kieler Dissertation von Sigrid Wriedt vor, wie für die Zeit von der Gründung des Seminars 1892 bis nach dem Zweiten Weltkrieg die Untersuchung von Karl Jordan im Rahmen der großen Universitätsfestschrift 1965. Beide sind deutlich personenfixiert angelegt. Diesen Weg nicht fortzuschreiben, sondern über systematische Fragen einen anderen Zugang zu ermöglichen, ist das gut gewählte Ziel der Festschrift. Natürlich können alle Innovationen für das Fach und alle Einflüsse aus der und auf die Gesellschaft nicht von den sie entwickelnden Persönlichkeiten abgekoppelt werden. Auch eine

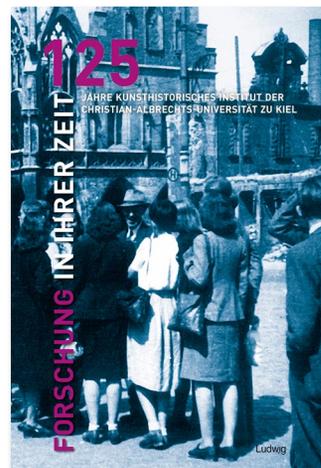
Struktur- und Methodengeschichte ist letztlich auf einer zweiten Ebene immer auch eine Geschichte der Handelnden, wenn sie den Grundlagen der Strukturen und ihren Quellen seriös nachgehen will. Das ist auch den Autoren der Festschrift bewusst und sie finden Wege, die Inhalte in den Mittelpunkt zu stellen, ohne die Akteure zu ignorieren und schaffen damit einen Mehrwert sowohl für das Verständnis des gesamten Faches und seiner Fachgebiete, wie auch für die kritische Reflektion von Herangehensweisen einzelner Zeiten sowie ›Schulen‹ und auch einzelner Fragestellungen und Methoden. Damit leistet der Band insgesamt einen Beitrag zur Reflektion von Wissenschaftsgeschichte über eine Institutsgeschichte hinaus. Für die biografische Forschung bleibt – abgesehen von einer anschaulichen Zeittafel mit den jeweiligen Stellenbesetzungen auf den Seiten 18/19 – der Blick in den Kieler Professorenkatalog, der ja mit Oliver Auge von dem einen Herausgeber der Festschrift betreut wird, dessen Einträge aber gerade angesichts der Komplexität der in der Festschrift präsentierten Zusammenhänge ihre gattungsgebundenen Grenzen aufgezeigt bekommen.

Der Band gliedert sich in vier ungleich ausführliche Sektionen. Wird im ersten Abschnitt ›Methoden und Disziplinen‹ Ausgang von den Bereichen der Alten Geschichte, der Mediävistik, der Wirtschafts- und Sozialgeschichte und der Neuesten Geschichte genommen sowie mit dem Aspekt der ›Digital Humanities‹ ein Blick auf aktuelle Forschungsmittel geworfen, so widmet sich der zweite Abschnitt ›Regionen‹ den topografischen Zugängen über die Landesgeschichte, die Forschungen zu Nordeuropa, zur Hanse, zu Osteuropa und außereuropäischer Geschichte einschließlich eines Interviews zur asiatischen Geschichtsforschung in Kiel. Die beiden letzten Abschnitte sind deutlich kürzer und gliedern sich in ›Themen‹, bei denen die Residenzenforschung in Kiel und die Historiografie durch Nachrufe auf Kieler Historiker behandelt werden, sowie ›Institutionalisierung‹, bei denen die Beteiligungen Kieler Historiker als Herausgeber wissenschaftlicher Zeitschriften und als Politiker und Funktionäre im Fokus stehen.

Die Autoren des Bandes sind eine Mischung aus aktiven Professoren (die Herausgeber, Martin Krieger, Stephanie Zehnle und der inzwischen in Frankfurt lehrende Christoph Cornelissen), Nachwuchswissenschaftlern (Swantje Piotrowski, Stefan Brenner, Christian Hoffarth und der in Marburg tätige Martin Göllnitz) sowie emeritierten Kollegen (Joseph Wiesehöfer, Gerhard Fouquet, Ludwig Steindorff, Hermann Kulke und Werner Paravicini), was dem Band eine sehr kundige und zudem auch in der textlichen Form vielseitige Grundlage gibt. Die Beiträge sind dadurch abwechslungsreich, durchgängig lesenswert, gut geschrieben und sauber redigiert, haben inhaltlich eine weit über Kiel hinausgehende Relevanz.

Mit dieser Festschrift kann das Historische Seminar sich sehen lassen – und dies macht Hoffnung, dass solche insbesondere bei Historikern überraschende Aktionen wie das ersatzlose Abhängen der ›Ahnengalerie‹ bald zu einer neuen Gestaltung der weißen Wand führen wird, denn die Inhalte sind im Historischen Seminar der CAU offenkundig vorhanden und durch die Festschrift jetzt auch auf gutem Niveau neu reflektiert erschlossen.

Klaus Gereon Beuckers
Kunsthistorisches Institut der CAU



Forschung in ihrer Zeit

125 Jahre Kunsthistorisches Institut
der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

Klaus Gereon Beuckers, Ulrich Kuder (Hg.)
Ludwig Verlag, Kiel 2020
(Kieler Kunsthistorische Schriften, N.F. Bd. 18)
472 Seiten, gebunden, 59,90 €
ISBN 978-3-86935-380-7

In Zeiten von Exzellenzinitiativen und ihrem Run auf wissenschaftliche Zukunftsmärkte erscheinen historische Rückblicke etwa im Zusammenhang mit Institutsjubiläen schnell als selbstzentrierte Exerzitien ohne exakt messbare Resultate. Der vorliegende Band bietet dazu einen markanten Kontrast.

Die Gründung des Kunsthistorischen Instituts der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel im Jahr 1893

wurde 2018 und damit 125 Jahre später mit einer Tagung begangen, ausgerichtet vom Lehrstuhl des Instituts (Klaus Gereon Beuckers) und seinem Förderverein, der »Arthur-Haseloff-Gesellschaft« (Ulrich Kuder). Nicht, dass die magische Zahl 100 übersehen worden wäre. Zum Datum 1993 erschien damals auch eine Veröffentlichung – Mittelding zwischen Broschüre und Buch und den Lehrenden in primär lebensgeschichtlicher Perspektive gewidmet. Das vielleicht wichtigste Verdienst jener damals von Hans-Dieter Naegelke verantworteten Publikation war ihr Förderimpuls für eine stättliche Reihe von Arbeiten zur Institutsgeschichte insbesondere durch die beiden Herausgeber, die letztlich in dem vorliegenden stättlichen Band mündete. So gesehen lassen sich die 125 Jahre auch als Synthese von Forschungsgeschichte und ihrer wissenschaftlichen Aufarbeitung verstehen. Da nur verstorbene Dozenten berücksichtigt werden, endet rein formal das historische Blickfeld ohnehin mit Frank Büttners Wechsel nach München 1994, gut hundert Jahre nach der Gründung. Da jedoch nicht nur Theodor Rehbenitz (1791–1861) als »Wegbereiter der kunsthistorischen Lehre an der Universität Kiel« gewürdigt wird (Beitrag Telse Wolf-Timm), sondern auch der wissenschaftliche Werdegang des ersten Stelleninhabers und Begründer des Institutes, Adelbert Matthaai (in Kiel 1893 bis 1904), gelangen auch die Jahrzehnte vor der festen Einrichtung des Lehrstuhles in den Blick (Klaus Gereon Beuckers).

Der vorliegende Band wählt einen personengeschichtlichen Aufbau. Dass daraus dennoch keine professorale Ahnengalerie geworden ist, liegt an der weitgehenden Konzentration auf forschungsspezifische Inhalte. Und dies geschieht in doppelter Perspektive: Zum einen wird Forschung in ihrer zeitgeschichtlichen Kontextualität rekonstruiert, zum anderen richtet sich der Blick von heute aus auf die Geschichte ihrer Rezeption. Das führt zu einem Panorama, das weit über die regionalen Grenzen des Kieler Instituts hinausragt. Wiederum bleiben lokale Aspekte nicht auf das Institut beschränkt, sondern beziehen die ab 1971 mit selbständiger Leitung versehene Kunsthalle sowie das Schleswig-Holsteinische Freilichtmuseum in Kiel-Molfsee mit ein. Auch dabei gilt das Interesse weniger der Geschichte der Institution als vielmehr den darin betriebenen wissenschaftlichen Unternehmungen.

Die Beiträge sind in ihrem Aufbau keineswegs standardisiert, sondern gehorchen individuellen Konzeptionen, wobei natürlich die notwendigen biographischen wie institutionengeschichtlichen Fakten äußere Gerüste bilden. So erschließt der Beitrag über Carl Neumann dessen Kieler Wirken (1904 bis 1911) primär über seine umfangreichen Rembrandt-Arbeiten und bezieht dabei

die Spannungen zwischen Neumanns (von ihm öffentlich verschwiegener) jüdischer Herkunft und dem im Wilhelminischen Deutschland grassierenden Antisemitismus mit ein (Ulrich Kuder). Auf diese Weise entsteht eine ausführliche Rekonstruktion zeitgeschichtlicher, politischer und ästhetischer Zusammenhänge. Die Studie über Arthur Haseloff (in Kiel 1920 bis 1939) zeigt wiederum sehr anschaulich, wie der Spezialist für mittelalterliche Buchmalerei auf seinen Italienreisen das Medium der Fotografie konsequent als Mittel der Dokumentation einsetzte und für Forschung und Lehre erschloss (Uwe Albrecht). Gelegentlich wird der Wiedergabe von Daten zu Biographie und Schrifttum verhältnismäßig viel Raum gewährt, so beispielsweise bei Georg Graf Vitzthum (in Kiel 1912 bis 1920). Doch die verdienstvolle Studie leistet grundlegende Recherchen zu einer durch die Folgen des Ersten Weltkriegs und der späteren Ablehnung des Nationalsozialismus erschwerten akademischen Karriere (Hans-Walter Stork). Gründlich ins Detail geht auch der Beitrag zu Anne Liebreich, die in Kiel als Assistentin von Arthur Haseloff für die Kunsthalle wirkte, bevor sie 1933 nach Paris emigrierte (Renate Prochno-Schinkel). In diesem bedrückenden Fall einer letztlich gewaltsam beendeten Kieler Hochschullaufbahn bedarf die Sorgfalt der umfassenden Materialsichtung ebenfalls keiner weiteren Rechtfertigung.

Die NS-Zeit und der spätere Umgang mit ihr finden in dem Band eine umsichtige wie differenzierte Betrachtung. Erneut wird hier der große Nutzen der Entscheidung deutlich, sich nicht nur auf die jeweiligen Kieler Jahre zu konzentrieren, sondern Prägung und Wirken der Professoren insgesamt zu berücksichtigen. Das betrifft in erster Linie Richard Sedlmaier (in Kiel 1939 bis 1958). Ihm ist unter Einbezug früherer Tätigkeiten in Würzburg und Rostock ein Beitrag gewidmet, der in der Frage von Sedlmaiers ideologischer Ausrichtung zwischen aktiv vertretenen NS-Inhalten, Konformismus und neutraler Fachlichkeit zu unterscheiden sucht (Bärbel Manitz). Die Berücksichtigung nicht nur der Kieler Amtszeit gilt auch noch für Hans Tintelnot, der zwar erst seit 1959 in der Landeshauptstadt wirkte, dessen 1951 in ihrer Druckfassung vorgelegte Habilitationsschrift jedoch noch gedankliche Kontinuitäten der Zeit vor 1945 etwa unter dem Stichwort »Ostforschung« aufweist (Christoph Jobst). Der Beitrag über ihn spricht die Probleme der historischen Beurteilung offen an, zumal Tintelnot spätere Arbeiten vorgelegt hat, deren intellektuelle wie sprachliche Souveränität die strikte Abkehr von dem früheren Gedankengut bezeugen. Ein sehr spezieller Fall begegnet in der Person Alfred Kamphausens, denn ihn fokussieren in dem Band gleich zwei Beiträge. Er war Direktor des Dithmarscher Landesmuseums seit 1931,

1953 bis 1977 außerplanmäßiger Professor am Kieler Institut und seit 1961 mit dem Neuaufbau des Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseums in Kiel-Molfsee betraut. Während dem akademischen Lehrer Kamphausen aus der engagierten Schülerperspektive attestiert wird, er habe »sich zu keiner Zeit als parteikonforme Fanfare platter NS-Parolen missbrauchen lassen« (Hans-Günter Andresen), widmet sich der zweite Beitrag dem politischen und wissenschaftsorganisatorischen Wirken Kamphausens während der NS-Zeit und dann besonders seinem Entnazifizierungsverfahren, in dem er Teile seines Wirkens in bestimmten Organisationen der NS-Zeit bewusst verschwiegen hat (Karen Bruhn). Diese Entnazifizierung wird als exemplarisches Beispiel für das »Phänomen der Elitenkontinuität in Schleswig-Holstein« bezeichnet. Nicht zu bestreiten ist zwar, dass Kamphausen die Zeit seit den 1950er Jahren dafür nutzte, sein Wirken den politischen Prämissen gemäß der demokratischen Nachkriegsgesellschaft zu gestalten. Eine Untersuchung des Schrifttums nach historisch-ideologischen Kontinuitäten fehlt indes genauso wie jegliche Andeutung, ob dies überhaupt ergiebig sein könnte.

Dass die Dauer des Kieler Wirkens nicht als Maß für die wissenschaftsgeschichtliche Würdigung betrachtet wird, zeigen vor allem die Aufsätze über Erich Hubala (Ulrich Fürst) und Reiner Haussherr (Eberhard König). Obwohl Hubalas Kieler Ordinariat nur von 1969 bis 1974 währte, liefert der Jubiläumsband eine übergreifende Darstellung seiner Arbeiten zur Architekturgeschichte. Erläutert wird sein strukturanalytischer Raumbegriff und die dafür maßgeblichen baukünstlerischen Paradigmen, ohne dass Defizite des Ansatzes unterschlagen würden. Das Netz der Schüler und Enkelschüler macht deutlich, dass Hubalas Kieler Jahre kräftig in die weitere Geschichte des Faches hineingewirkt haben. Das ähnlich kurze Kieler Intermezzo Reiner Haussherrs (1976 bis 1981) ist insofern eher unzureichend abgrenzbar, als dessen große Forschungsprojekte, insbesondere die Arbeiten zur *Bible moralisée*, kaum klare Kieler Teilstrecken aufweisen. Ungleich deutlicher konturiert ist die Zunahme der internationalen Ausstrahlung des Instituts und noch mehr die der personellen Ausstattung in diesen Jahren.

Der Beitrag zu Wolfgang J. Müller beeindruckt in mehrfacher Hinsicht (Lars Olof Larsson). Dass Müller, nach seiner Kieler Habilitation bei Richard Sedlmaier (1950) und der Ernennung zum außerplanmäßigen Professor (1953) im Schatten der Lehrstuhlinhaber Tintelnot, Hubala und Haussherr stand, ist sicher zutreffend. Doch der Text veranschaulicht in berührender Empathie und großer fachlicher Umsicht zugleich, dass Müller auf eine ganz eigene (nicht eigentümliche!) Weise trotzdem als eine Zentralfigur der Kieler Kunstgeschichte

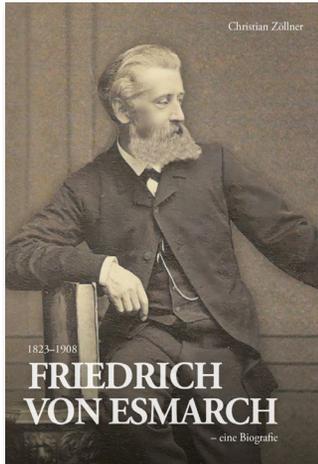
der Nachkriegszeit zu gelten hat. Seit 1946 war er nicht nur über die Pensionierung 1977 hinaus bis kurz vor seinem Tod 1992 als thematisch wie genremäßig breit aufgestellter Lehrer aktiv. Er lebte überdies regional wie international ein Fachverständnis, das die engeren akademischen Räume in bildungspolitischer wie sozialer ›Großzügigkeit‹ zu erweitern vermochte.

Der letzte Eintrag des Bandes gilt Frank Büttner (1982 bis 1994), der kurz vor dem Jubiläumsjahr verstarb (Gabriele Wimböck). Dass trotzdem noch ein Überblick über sein Schaffen beigeuert werden konnte, ist ein großer Gewinn. Das betrifft nicht nur die Fülle seiner in den zwölf Kieler Jahren betriebenen Arbeiten zur Geschichte bildnerischer Darstellungsformen, sondern auch die teilweise daraus hervorgegangenen Münchner Projekte, etwa im Rahmen des ›Corpus der Barocken Deckenmalerei‹, dessen Leitung Büttner übernahm und das noch heute als Vorhaben im Akademienprogramm besteht.

Längst nicht alle Einträge des Bandes können hier Erwähnung finden. Das betrifft auch das für die Kieler Kunstgeschichte charakteristische Mit- und Nebeneinander von Institut und Kunsthalle, beides Einrichtungen der Philosophischen Fakultät. Maßgeblich dafür sind vor allem die Texte zu Lili Martius (Ulrich Schulte-Wülwer) oder zu Jens Christian Jensen (Peter Thurman). Den Kreis der vertretenen Personen über die Ordinarien hinaus erweitert zu haben, war fraglos eine weise Entscheidung – auch wenn das als Einladung zu Fragen und Diskussionen aufgefasst werden kann. Es erinnert aber auch daran, dass derlei Unternehmungen sowohl personell wie wissenschaftlich-inhaltlich Stückwerk bleiben. Das wiederum veranschaulicht zugleich die diskursgeschichtliche Bewegung der Forschungen und die laufenden Umschichtungen zwischen immer noch relevanten Themen, aktuellen fachlichen Perspektiven und Paradigmen einerseits und mancher zurückgelassenen historischen Materie andererseits.

Der Jubiläumsband wird dem festlichen Anlass in überzeugender Weise gerecht. Er zeugt insgesamt von einem imponierenden fachlichen Niveau der Reflexion, das weit über den Kieler Gesichtskreis hinausreicht. Das attraktive, sehr gut ausgestattete Buch darf ganz ohne Zweifel als ein gewichtiger Beitrag zur Kunstgeschichte seit dem späten 19. Jahrhundert überhaupt betrachtet und beachtet werden.

Siegfried Oechsle
Musikwissenschaftliches Institut der CAU



Friedrich von Esmarch

1823-1908 – eine Biografie

von Christian Zöllner

Ludwig Verlag, Kiel 2023

560 Seiten, gebunden, 39,90 €

ISBN 978-3-86935-442-2

Der Chirurg Johannes Friedrich August (ab 1887 von) Esmarch gehört zu den prominentesten Professoren, die jemals an der Christian-Albrechts-Universität gelehrt haben. Sein internationaler Ruhm begründet sich aus seinen Pionierleistungen in der Erstversorgung von Verwundeten wie der Entwicklung neuer chirurgischer Verfahren, die wie die ›Esmarchsche Blutleere‹ bis heute mit seinem Namen verbunden sind. Seinen Zeitgenossen galt er zudem als »einer der vorzüglichsten Operateure [...], der sicher kühn und außerordentlich elegant« operierte (S. 9), es wurde »mit Recht behauptet, daß er der volkstümlichste Arzt seiner Zeit war, einmütig anerkannt und beliebt bei seinen Fachkollegen« (S. 11).

Der 1823 in Tönning geborene Arztsohn hatte in Kiel und Göttingen studiert, wo er sich der deutschen Turnerbewegung anschloss, die sich für die Deutsche Einheit und ein freies Schleswig-Holstein einsetzte. Als Arzt nahm er an den Erhebungskriegen 1848/50 und ebenso in den Kriegen der Jahre 1864, 1866 und 1870/71 teil. Diese Zeit war prägend für seine weitere ärztliche Tätigkeit und die medizinischen Entwicklungen, die auf sein Engagement zurückzuführen sind. Neben bahnbrechenden ›Erfindungen‹ wie dem ›Dreieckstuch‹ veröffentlichte er beispielsweise das *Handbuch der Kriegschirurgischen Technik* und gründete Deutschlands ersten Samariterverein. Esmarch

hielt Vorträge zur ›antiseptischen Wundbehandlung in der Kriegschirurgie‹ und entfernte sich damit von dem Anfang der 1840er Jahre bestehenden Praxis, Gliedmaßen zu amputieren, um »von der Wunde ausgehende Infektion am ehesten verhindern zu können« (S. 91).

Die jetzt vorgelegte, gut lesbare Biografie des Historikers und Politikwissenschaftlers Zöllner zeichnet das Leben Esmarchs mit dem Fokus auf seine chirurgische Tätigkeit nach, um die sich sein gesamtes Leben gedreht hatte. Nach einem Überblick über Kindheit und Jugend werden die politischen Entwicklungen, die in Esmarchs früheren Jahren eine große Rolle gespielt hatten, »weil keiner den jetzigen König von Dänemark als erberechtigt in Schleswig-Holstein anerkennen könne« (S. 53) nachgezeichnet und so etwas von der politischen Haltung Esmarchs erkennbar. Die Errungenschaften Esmarchs in den Kriegen, aber auch während seiner Tätigkeit in Kiel werden nach Themen gegliedert und überschneiden sich entsprechend zeitlich. So gibt es beispielsweise den Abschnitt ›III. Militärarzt während der Erhebungen 1848 bis 1850‹ ebenso wie den Unterpunkt ›Versorgung während der Schleswig-Holsteinischen Erhebungen‹ in dem Abschnitt ›IX. Pflege und Betreuung der Verwundeten‹. Diese Verfahrensweise erleichtert den thematischen Nachvollzug und entfernt sich gelungen von einem rein biografischen Vorgehen.

Als Quellengrundlage dienen Zöllner die verschiedenen Schriften Esmarchs sowie archivalisches Material insbesondere in der Landesbibliothek Schleswig-Holstein, der Universitätsbibliothek der CAU, dem Stadtarchiv Kiel sowie dem Landesarchiv in Schleswig. Das Buch ist eng an den Quellen, arbeitet mit zahlreichen Zitaten, die dann aber in die Fachliteratur eingebettet werden. Die insgesamt 1665 Anmerkungen sprechen für sich, behindern das Lesevergnügen jedoch keineswegs.

Vielmehr wird dem Leser der Eindruck eines sehr emphatischen und hilfsbereiten Arztes vermittelt: »Ihn leitete das Interesse an den Aufgaben und Pflichten des Arztes aus einem Verantwortungsgefühl für den Kranken« (S. 191), was auch durch Patientenaussagen untermalt wird: »Ihr Ruf als ausgezeichnete Operateur und edler Menschenfreund geben mir Muth und Vertrauen...« (S. 203).

Als einer der Höhepunkte von Esmarchs gesellschaftlicher Tätigkeit wird die Gründung des Vereins für die Förderung der Samaritersache im Jahr 1882 gezeigt, deren Aufgabe war, »unter Laien die Kenntniss von der ersten Hülfe bei plötzlichen Unglücksfällen zu verbreiten« (S. 433). In der Biografie nimmt dieser Teil fast fünfzig Seiten ein und kann als Fortführung des vom gleichen Autor 2022 im selben Verlag veröffentlichten Buches *Der Kieler Samariter Friedrich (von) Esmarch (1823-1908)*:

Kranken- und Verwundetenpflege, Rotes Kreuz, Samariter-Bund 19. Jahrhundert gelten.

Deutlich arbeitet die Biografie auch die Bedeutung Esmarchs für die Medizin an der Universität Kiel heraus, war er doch eine treibende Kraft hinter der Eröffnung der Akademischen Heilanstalten 1862, »das neue, auf damals höchstem Niveau stehende Krankenhaus« (S. 184) oder wie es die Kieler Zeitung anlässlich Esmarchs 70. Geburtstag beschrieb, »die Schöpfung von Heilanstalten, wie sie – das Verhältniß der Gesamtbedeutung unserer einzelnen Hochschulen in Betracht gezogen – keine deutsche Universität in größerer Vollkommenheit aufzuweisen hat« (S. 189).

Insgesamt ist die Biografie eine höchst lohnenswerte Lektüre sowohl für einen Einblick in die Medizingeschichte, als auch die Geschichte der Universität Kiel, die hier anhand einer überragenden Persönlichkeit gelingt, nach der nicht nur in Kiel Straßen benannt sind. Zöllner schließt mit dem Buch eine Forschungslücke, die auf dem hier ausgebreiteten, umfangreichen Material Grundlage aller weiterer Untersuchungen zu Esmarch sein werden. Dabei gelingt ihm eine gut lesbare Verknüpfung der Biografie mit historischen Hintergrundaspekten und systematischen Fragestellungen, die für eine wissenschaftliche Biografie vorbildlich ist.

Nadine Waschull
Kunsthistorisches Institut der CAU
